Lesebuch

für die

Mittelklasse der Landschulen.

Von

G. F. Heinisch und V. Groß.

I. Abtheilung:

A. Der Mensch. B. Geographisches. C. Geschichtliches.

Bamberg, 1862.
Verlag der Buchner'schen Buchhandlung.

Vorwort.

Der Schulunterricht kann nur dann gedeihlich wirken, wenn er in steter und inniger Beziehung zu den großen Bildungsfactoren: Kirche, Familie, Gemeinde und Vaterland steht, wenn er daher für das praktische Leben in Kirche, Familie, Gemeinde und Staat, namentlich für das spätere Berufsleben der Schüler vorbereitet und die künftige Lebensstellung derselben so viel als möglich berücksichtiget. Es ist demnach wohl ganz natürlich, daß der Unterricht in den Landschulen von dem in den Städten in gar mancher Beziehung abweichen muß, wenn er wirklich gedeihlich für das Leben sein soll. Daß die hohe bayr. Staatsregierung selbst von diesem Gesichtspunkte ausgeht, beweisen verschiedene Anordnungen in erfreulicher Weise; wir nennen hier beispielweise die Einführung der landwirthschaftlichen Buchführung in den Landschulen, sowie der gewerblichen in den städtischen Schulen. Da das für die Schule bestimmte Lesebuch ein Unterstützungsmittel für den Gesammtunterricht in der Schule sein soll, so soll auch in diesem die künftige Lebensstellung der Schüler wohl berücksichtigt und daher einzelnen Gegenständen in dieser Richtung eine besondere Beachtung geschenkt werden. Es wird aus diesem Grunde wohl als gerechtfertigt erscheinen, wenn wir zur Unterstützung des Unterrichts in den Landschulen der Oeffentlichkeit hiermit besondere Lesebücher für diese Schulen übergeben.

Als erste und höchste Aufgabe des Schulunterrichts steht wohl die Erzielung einer recht gründlichen, religiösen Bildung oben an. Zu diesem Behufe hat jede Schule ihre von der geistlichen Oberbehörde vorgeschriebenen Religionsbücher. Wenn nun auch die Schullesebücher durchaus nicht die Bestimmung haben sollen, die Lehren der Religion vorzuführen, so ist es denn doch nach der Ansicht, von der wir uns bei Herausgabe dieser Lese-

bücher leiten ließen, ein Haupterforderniß für dieselben, daß überall in ihnen ein echt religiöser, christlich frommer Geist sich erkennen lasse, und daß die darin aufgenommenen Lesestücke auch beitragen, in den Schülern religiöse Gefühle zu wecken und zu nähren und sie zu christlich frommen Thaten zu ermuntern.

Eine zweite wichtige Aufgabe des Schulunterrichts ist es, der sprachlichen Bildung ein besonderes Augenmerk zu widmen, weil außerdem eine richtige Auffassung des Lehrstoffes nicht wohl denkbar ist. Da die Schüler durch diese Bildung befähigt werden sollen, nicht nur schriftliche und mündliche Rede richtig aufzufassen, sondern auch ihre Gedanken schriftlich und mündlich richtig niederzulegen, eine solche Befähigung aber ohne geordnete Belehrung und Uebung unmöglich zu erreichen ist: so können die Lesebücher den besonderen Unterricht in der Muttersprache wohl nicht überflüssig machen; aber sie sollen doch Lesestücke enthalten, die den Unterricht, durch welchen die Erkenntniß der Sprachgesetze herbeigeführt wird, unterstützen; denn diese Sprachgesetze kann der Schüler nur durch Anschauung einzelner Spracherscheinungen verstehen lernen, und eben deßhalb müssen die Lesebücher Musterstücke enthalten, an denen ihm diese Gesetze nachgewiesen werden können.

Der Schulunterricht hat sich ferner die Förderung der Kenntniß der körperlichen und geistigen Kräfte des Menschen angelegen sein zu lassen, hat auf Alles, was nachtheilige Einflüsse auf diese Kräfte üben kann, hinzuweisen und den Schülern recht vor Augen zu führen, auf welche Irr- und Abwege der menschliche Geist leicht gerathen kann, wenn er sich nicht von dem Geiste Gottes leiten läßt. Das Lesebuch kann zur Unterstützung dieses Unterrichtes sehr viel beitragen.

Derselbe soll die Schüler aber auch mit dem Wohnplatze der Menschen vertraut machen, das Wichtigste aus der Geschichte des Menschengeschlechts ihnen vorhalten und sie insbesondere einigermaßen einführen in die Kenntniß ihres Vaterlandes und die Geschichte ihres Volkes; er soll hinzeigen auf die guten und bösen Tage, durch welche unsere Voreltern hindurch gegangen sind; er soll durch Hinweisung auf das ruhige, göttliche Walten über den Schicksalen derselben das religiöse Gefühl wecken und nähren, das Vertrauen auf Gott befestigen, zur Hingebung an seine gerechte, weise und liebevolle Führung ermuntern, Vaterlandsliebe hervorrufen und zu treuem Festhalten an der bestehenden bürgerlichen und religiösen Ordnung ermuntern. Wenn nun auch die

hier vorliegenden Lesebücher unmöglich den vollständigen Stoff hiezu bieten können, so geben sie doch Anhaltspunkte zu näheren Besprechungen über verschiedene geschichtliche Ereignisse und sind sonach ein anregendes Unterstützungsmittel für diesen Unterricht. — Der geographische Unterricht setzt vor Allem die unentbehrlichen geographischen Vorbegriffe und die Benützung der bei diesem Unterrichte so nothwendigen Veranschaulichungsmittel, nämlich Karte und Globus, nothwendigerweise voraus, belebt die gewonnenen Anschauungen durch hinzugefügte Mittheilungen, übt das zum Verständniß Gebrachte sicher ein und läßt dann erst die in den Lesebüchern aufgenommenen Darstellungen aus der Geographie ergänzend hinzutreten.

Der Unterricht in Landschulen muß sich endlich vornämlich auch mit der Pflege der Naturkenntniß befassen. Der Mensch soll nicht nur die unsäglich vielen Gaben der Natur, welche er in seinen Dienst nimmt, gut und richtig zu gebrauchen wissen; er soll auch vor denjenigen Kräften der Natur, welche ihm feindlich entgegen treten, sich schützen lernen, und es ist daher dringend nothwendig, daß dem Schüler ein sorgsamer Unterricht ertheilt werde, der ihn zur verständigen Beherrschung befähigt und sowohl von rohem Frevel gegen die Geschöpfe Gottes, als von abergläubischer Furcht abhält, ein Unterricht, durch den die zarten Saiten des Gemüths berührt und die Herzen zu dem in Lob und Preis erhoben werden, durch welchen Alles Leben und Odem hat, ein Unterricht, durch welchen insbesondere bei der Landjugend auch die Kenntniß der Landwirthschaft gefördert und gehoben wird. Die Lesebücher für Landschulen sollen diesem Unterrichte treulich zu Hilfe kommen; ja sie sollen auch nach dem Schulleben den Landwirthen ein ihnen nützlicher Rathgeber bleiben und dahin wirken, daß die Landwirthschaft nicht im alten Schlendrian fortbetrieben werde, sondern daß die Erfahrungen, welche denkende, theoretisch und praktisch gebildete Landwirthe machten, auch in weiteren Kreisen zur Hebung der Cultur ihre Anwendung finden.

Von solchen Gesichtspunkten gingen wir bei der Bearbeitung der vorliegenden Lesebücher für Landschulen aus, und wir suchten hiebei nur solche Lesestücke vorzuführen, die dem Vorstellungskreise und dem Begriffsvermögen der Landjugend ganz angemessen sind.

Noch möchte Einiges über die Einrichtung dieser Lesebücher für Landschulen zu sagen sein.

Für die Unterklasse der Landschulen dient das erst im Verlage der **Buchner**'schen Buchhandlung in **Bamberg** erschienene

Lesebuch für die Unterklasse v. G. F. Heinisch. I. Abtheil.: Ein Büchlein für den ersten Schreib- und Leseunterricht. II. Abtheil.: Ein Büchlein für das zweite und dritte Schuljahr.

Diesem schließt sich an: das

Lesebuch für die Mittelklasse der Landschulen in zwei Abtheil. Die I. Abtheil. verbreitet sich unter der Aufschrift „Mensch" in vielen dem Alter, der Fassungskraft und dem Verhältnisse der Schüler angemessenen Erzählungen, Beschreibungen und Gedichten über das ganze körperliche und geistige Leben des Menschen, führt hierauf unter der Ueberschrift „Geographisches" kurze anziehende Beschreibungen 2c. von Gebirgen, Flüssen, Gegenden und Städten 2c. Süddeutschlands namentlich Bayerns, endlich unter der Aufschrift „Geschichtliches" verschiedene Erzählungen aus der Geschichte vor.

In der II. Abtheilung bietet dieses Lesebuch, wie schon die Ueberschriften ergeben, 1) Naturgeschichtliches. 2) Einiges aus der Naturlehre. Ueberall wechseln mit den besonders für die Landjugend dieses Alters berechneten Erzählungen und Beschreibungen Gedichte, um durch den nöthigen Wechsel den Gegenständen immer neuen Reiz zu geben. Den Schluß dieser Abtheilung bilden Briefe, welche alle den Verhältnissen des ländlichen Lebens entnommen sind.

Auf dieses folgt das

Lesebuch für die Oberklasse und die Sonntagsschüler der Landschulen in zwei Abtheilungen.

In seiner I. Abtheilung verbreitet es sich unter der Aufschrift: „das Leben des Menschen in Gesellschaft" in sehr vielen Erzählungen, Gedichten 2c. über das Leben in der Familie, Schule, Kirche, Gemeinde und dem Staate, enthält unter der Aufschrift: „Geographisches" Beschreibungen von Gebirgen, Flüssen, Gegenden, Ländern, Städten 2c. Norddeutschlands, geht hierauf auf die meisten Länder in Europa, sowie auf die andern Erdtheile über und bietet, wie wir glauben sagen zu dürfen, Vieles der Landjugend Nützliche in einer für sie faßlichen und anziehenden Sprache. Hierauf gibt sie unter der Aufschrift: „Geschichtliches" Verschiedenes aus der Geschichte in Erzählungen und Gedichten, die dem Alter und der Fassungskraft der Landjugend angemessen sind und der Wißbegierde Nahrung verschaffen.

Die II. Abtheilung dieses Lesebuches führt unter der Aufschrift: „Naturgeschichtliches und Landwirthschaft-

liches" ganz in das landwirthschaftliche Leben ein und gibt in dieser Beziehung neben dem Unterhaltenden so viel Belehrendes, daß diese Abtheilung, wie wir hoffen, auch nach dem Schulleben dem jungen Landmann ein treuer Lehrer und Rathgeber sein wird. Die hierauf folgende Ueberschrift „Einiges aus der Naturlehre" bietet ebenfalls manches Interessante und Belehrende. Die „Briefe und Geschäftsaufsätze", welche den Schluß der II. Abtheilung bilden, gehen ganz auf die Verhältnisse des Landmannes ein.

Mögen nun diese Lesebücher dem Zwecke entsprechend befunden werden und bei den Herren Inspectoren und Lehrern, sowie in den Schulen eine günstige Aufnahme finden. *)

Die Herausgeber.

*) Zur Erleichterung der Einführung findet bei direktem Parthiebezug von der Verlagshandlung entsprechende Preisermäßigung der einzelnen Abtheilungen statt.

Inhalts-Verzeichniß.

Erste Abtheilung.

B. Geographisches.

C. Geschichtliches.

Verzeichniß

mehrerer im Verlag der **Buchner**'schen Buchhandlung in **Bamberg** erschienenen, für den Gebrauch der Lehrer und Schüler an den katholischen und protestantischen Werktags- und Feiertagsschulen des Königreichs Bayern unterm 30. April 1861 Allerhöchst genehmigten und somit zur Anschaffung für Schulbibliotheken und Schullehrerseminarien empfohlenen Bücher und Hilfsmittel.

☞ Gerne bewilligen wir, wo es gewünscht werden sollte und Aussicht auf Einführung besteht, Gratis-Exemplare aller dieser Schriften zur vorherigen Kenntnißnahme. Bei direktem Bezug von der Verlagshandlung wird zur Erleichterung der Einführung Rabatt gewährt.

Heinisch, G. F., Rechenbuch zum Schul- u. Hausgebrauche. Eine nach den bewährtesten methodischen Grundsätzen bearbeitete Anweisung zum Kopf- und Zifferrechnen mit sehr vielen Uebungsaufgaben. **I.** Theil, 2. Auflage: Die Grundrechnungsarten 24 kr. **II.** Theil, 2. Aufl.: Die Bruchrechnungen. 15 kr. **III.** Theil, 2. Aufl.: Der Zweisatz, der Dreisatz in Bruchform, die Proportions- und die Kettenrechnung. 30 kr. **IV.** Theil: 1. Die Decimalbrüche, 2. Procent- und Zinseszinsrechnung, 3. Alligations- oder Vermischungsrechnung. 4. Von den Quadrat- und Kubikzahlen und ihren Wurzeln. 36 kr. ☞ **Auflösungen** hiezu I. 12 kr.; II.—IV. à 9 kr.

Derselbe, Aufgaben zum Kopf- und Zifferrechnen. Besonders abgedruckt aus der mit Rücksichtnahme auf die neuen Münzverhältnisse umgearbeiteten 2. Aufl. des **„Rechenbuchs zum Schul- und Hausgebrauche von G. F. Heinisch."** 6 Hefte à 6 kr. und 8 kr.

Derselbe, Lesebuch für die Unterklasse in 2 Abth. Preis 15 kr.

Derselbe, Geschichte Bayerns, für Lehranstalten bearbeitet, 2. verb. Aufl. Preis 1 fl. (Zum Gebrauch in den deutschen Schulen, genehmigt unterm 14. Januar 1859.

Derselbe, Das Wissenswürdigste aus der Geographie und Geschichte Bayerns. 9. Aufl. Preis 7 kr. Auf 12 Exemplare findet **1** Frei-Exemplar statt.

Derselbe, Kurzer Abriß der Erdbeschreibung für die Hand der Schüler bearbeitet. 2. verb. Aufl. Preis 12 kr.

Wandtafeln zur Betreibung des ersten Leseunterrichts, nach dem methodischen Gang in der ersten Abtheilung des von Heinisch und Ludwig verfaßten ersten Sprach- und Lesebuchs bearbeitet von **G. F. Heinisch**, 25 Bog. in gr. Fol. schönster Ausstattung 2 fl. 24 kr. (Zum Gebrauche in den deutschen Schulen auch unterm 14. Januar 1859 Allerhöchst genehmigt.)

Derselbe, Kleine Weltkunde für Schule und Haus. 4. verm. und verb. Aufl. Preis 16 kr.

Ludwig, J. L., praktisches Handbuch für den gesammten Unterricht in den deutschen Volksschulen. Nach den bewährtesten Grundsätzen und dem gegenwärtigen Stand der Pädagogik bearbeitet. (30 Bogen.) gr. 8. Preis 2 fl. 24 kr. 1⅓ Rthlr.

Derselbe, Der Unterricht in der einfachen landwirthschaftlichen Buchführung in den deutschen Schulen, mit erläuternden Bemerkungen über das beigefügte landwirthschaftliche Rechnungsbuch. Preis bei direktem Bezug von der Verlagshandlung 48 kr. netto, im Buchhandel 1 fl. (laut k. Regierungsverfügung vom 17. Dez. 1857.)

Derselbe, Landwirthschaftliches Rechnungsbuch für Feiertagsschüler. 5 Bogen groß 4⁰ auf Schreibpapier, sauberer Lithographie, zum Einschreiben auf 1—2 Jahre dienlich. — Preis bei direktem Bezug von der Verlagshandlung 9 kr. per Exempl., im Buchhandel **12 kr. netto**. (laut kgl. Regierungs-Verfügung vom 17. Dezember 1857).

I. Abtheilung.

Alles mit Gott!

Mit dem Herrn fang' Alles an!
Kindlich mußt du ihm vertrauen,
Darfst auf eig'ne Kraft nicht bauen;
Demuth schützt vor stolzem Wahn.
Mit dem Herrn fang' Alles an!

Mit dem Herrn fang' Alles an!
Die sich ihn zum Führer wählen,
Können nie das Ziel verfehlen;
Sie nur geh'n auf sich'rer Bahn.
Mit dem Herrn fang' Alles an!

Mit dem Herrn fang' Alles an!
Muth wird dir dein Helfer senden;
Froh wirst du dein Werk vollenden;
Denn es ist in Gott gethan.
Mit dem Herrn fang' Alles an!

A. Der Mensch.

1. Preis des Schöpfers.

Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht,
Die Weisheit deiner Wege,
Die Liebe, die für Alle wacht,
Anbetend überlege:
So weiß ich, von Bewund'rung voll,
Nicht, wie ich dich erheben soll,
Mein Gott, mein Herr und Vater!

Der Mensch, ein Leib, den deine Hand
So wunderbar bereitet;
Der Mensch, ein Geist, den sein Verstand
Dich zu erkennen leitet;
Der Mensch, der Schöpfung Ruhm und Preis,
Ist sich ein täglicher Beweis
Von deiner Güt' und Größe.

Erheb' ihn ewig, o mein Geist,
Erhebe seinen Namen!
Gott, unser Vater, sei gepreist,
Sei angebetet! Amen!
Und alle Welt fürcht' ihren Herrn
Und hoff' auf ihn und dien' ihm gern!
Wer wollte Gott nicht dienen?

a) Der Körper des Menschen.

2. Die Knochen und Muskeln.

Der menschliche Körper, dieses wunderbare Kunstwerk, welches man in Kopf, Rumpf und Glieder eintheilt, wird von zwei beweglichen Säulen getragen, die man Beine nennt.

Klein und schmal ist die Fläche, worauf unsere Körpermasse ruht, und doch hinreichend, sie in der Höhe zu halten. Das Gehen ist eine immerwährende Neigung zum Fallen; aber der eine brüderliche Fuß eilt dem andern zu Hilfe, setzt sich vor und hemmt so den Sturz.

Die Arme sind zu beiden Seiten an die Schultern angeheftet, ohne den Körper mehr auf die eine, als auf die andere Seite zu neigen. Sie sind wie eine Leibwache; sie schützen den Körper. Die Knochen sind vorhanden, um das Fleisch nebst alle übrigen weichen Theile des Leibes zu stützen, zugleich aber auch edlere und zarte Theile vor Beschädigungen zu verwahren. Die längeren Röhrenknochen sind hohl, um das zarte, befeuchtende Mark aufzunehmen und zu bewahren. Sie selbst sind unempfindlich; aber ein Häutchen von einiger Empfindlichkeit umgibt sie. Man zählt über 250 Knochen, welche zusammen das Knochengerüst, das feste Zimmerwerk des menschlichen Gebäudes, bilden. Wie zweckmäßig der ganze Körperbau sei, nimmt man vorzüglich an der menschlichen Hand wahr, die mit der Handwurzel allein aus 29 Knochen besteht, und womit wir die gröbsten, wie die künstlichsten Arbeiten verrichten können. Alle Gedanken, Empfindungen, Wahrheiten und Erfindungen sind unverloren, wenn sie durch eigene oder fremde Hände aufgezeichnet werden.

3. Die linke Hand.

Ich und meine Schwester sind Zwillinge und uns äußerlich so ähnlich, wie die Blätter eines Baumes. Aber eine parteiische

Erziehung hat uns zu ganz verschiedenen Geschöpfen gemacht. Mich Arme gewöhnte man früh, meine Schwester als eine vornehme Person zu betrachten. Sie nahm bei jeder Gelegenheit den Rang über mir. Sie allein wurde gelehrt und gebildet, und ich wuchs, wie eine Unwissende, auf. Wenn ich es wagte, die Nadel oder die Feder zu ergreifen, so waren empfindliche Schimpfwörter, ja nicht selten die Ruthe mein Lohn. Ist es nicht ungerecht, alle Zärtlichkeit an einem Kinde zu verschwenden? Fähigkeiten nicht zu entwickeln? — In unserem Hause fügt es sich zum Unglück, daß wir Beide unsere Brüder und Schwestern ernähren müssen, und diese Sorge fällt größtentheils auf meine wohlerzogene Schwester. Man setze den Fall, daß sie bettlägerig würde: müßte dann nicht Hunger und Elend unser unvermeidliches Loos sein? Denn ich bin nicht geschickt genug, einen Bittbrief zu schreiben und muß mich hierzu fremder Hilfe bedienen. Meine Schwester kann sterben, und so bleibt unserer verlassenen Familie keine Versorgung übrig. — Möchten alle Freunde der Jugend mein Leiden erwägen und eifern gegen das Vorurtheil, dessen Opfer ich bin, damit endlich doch die Eltern allen ihren Kindern eine ungetheilte unparteiische Liebe erfahren lassen!

4. Die Finger.

Einst lag in meinem Bette ich
Und schlief und träumte sicherlich;
Doch weiss ich's nicht gewiss zu sagen,
Will mich darum nicht lange plagen.
Auf einmal hört' ich sprechen leise
Auf eine ganz besondre Weise;
Es wurde laut und kräftiger
Und endlich immer heftiger.
Es war gar Niemand in der Nähe;
Jch wusste nicht, wie das geschehe.
Jch horchte still und lauschte lang;
Wer wär's denn nur? — Die kleinen Dinger
Auf meinem Deckbett — meine Finger.
Die zankten lang sich hin und her,
Wer doch der wichtigste wohl wär'.
»Still da, der stärkste, der bin ich;
Jhr seid nichts nütze ohne mich!
Mehr als ihr vier thu' ich allein;
D'rnm muss ich euer König sein!«

So schrie der Daumen. — Schon geringer
Erhob die Stimm' der Zeigefinger:
»Die gröbsten und die feinsten Sachen
Kann ich allein am besten machen!
Der fleissigste uud tüchtigste
Bin ich, und d'rum der wichtigste!« —
Der Mittelfinger rief: »Lernt Sitte!
Als Herr steh' ich in eurer Mitte!
Jch bin der längste und der grösste,
Und darum auch der allerbeste.« —
Da sagte der Goldfinger: »Seht,
Jch merke, dass ihr nichts versteht;
Mich schmücken Gold und Edelstein;
D'rum muss ich mehr als ihr doch sein!« —
Der kleine Finger stille schwieg
Und mischte nicht sich in den Krieg.
Da riefen ihm die andern zu:
»Sprich doch, was nützest denn nur du?« —
Er sprach: »Geschaffen hat mich Gott
Wie euch — doch nieht zu eurem Spott!
Der mich gebildet, wird auch wissen,
Wozu ich werde nützen müssen!
Er hat ja Alles in der Welt
Auf seinen rechten Platz gestellt!
Wer thut und leistet, was er kann,
Was Gott will, der hat recht gethan!«
Die andern hörten, was er sprach,
Und dachten wohl darüber nach;
Still überlegten sie es sich
Und sprachen dann einmüthiglich:
»Hast wahr gesprochen, lieber Kleiner;
Du bist so gut, als unser Einer!«

5. Die Strickerin.

Auf, ihr Schwestern, laßt zum Stricken
Näher uns zusammenrücken
Und es um die Wette geh'n!
Knaben mögen turnen, schwimmen,
Recken, strecken, werfen, klimmen;
Mädchen steht das Stricken schön.

Barfuß gehen Gäns' und Hennen,
Weil sie nichts als schlucken können
Und das Stricken nicht versteh'n;
Nur die Menschen können nähen,
Stricken und das Spinnrad drehen
Und deshalb bekleidet geh'n.

Seht doch an die munt're Biene!
Lustig fliegt sie in das Grüne,
Macht die Zellen weit und voll;
Denn sie weiß, die Zeit wird fliehen,
Wo die süßen Blumen blühen.
Liebe Mädchen, merkt das wohl!

Ja, ihr flinken Strickerinnen,
Unser Lenz wird auch verrinnen
Und verwelken Blum' und Blatt.
Wohl dann in den Wintertagen,
Wer im Sommer eingetragen
Und sich vorgesehen hat!

6. Merkwürdige Beispiele außerordentlicher Muskelkraft.

Wie stark Simson war, wißt ihr schon. Von der Stärke unserer Vorfahren, der alten Deutschen, die eine so große Waffenlast mit leichter Mühe trugen und gebrauchten, werdet ihr auch schon gehört haben. Aber es gibt noch auffallendere Beispiele starker Menschen. Ein Mann im Alterthume, Milo von Krotona, brachte es durch Uebung so weit, daß er einen 4jährigen Ochsen tragen und ihn hierauf mit der Faust todtschlagen konnte. — Von einem Helden in den Kreuzzügen*) wird erzählt, daß er nicht bloß Bären und andere Thiere ohne Mühe erlegt, sondern auch Kameelen mit einem Hiebe den Kopf vom Rumpfe getrennt und geharnischten Feinden den ganzen Kopf und Rumpf mit einem Schwertstreiche gespalten habe. — August der Starke, König von Polen, rollte zinnerne Teller wie Papier zusammen und zerbrach Hufeisen und Thaler mit den Händen. — Philipp, Graf von Kirchberg, schlug mit dem Finger Nägel in die Wand. Ein kgl. preuß. General schaukelte mehrere starke Männer auf seiner Wade, nahm dreipfündige Kanonen wie Musketen auf die Schulter, brach einem Pferde, das einst mit ihm durchgehen wollte, das

*) Gottfried von Bouillon.

Genick, und hob noch im 66. Jahre seines Lebens seinen Wagen allein aus dem Moraste, aus welchem ihn der Sekretär und die Offiziere, die Postknechte und die Bedienten zusammen nicht zu heben vermochten.

7. Der Wolf und der Mensch.

Der Fuchs erzählte einmal dem Wolfe von der Stärke des Menschen. Kein Thier, sagte er, könne ihm widerstehen, und sie müssten List gebrauchen, um sich vor ihm zu retten. Da antwortete der Wolf: »Wenn ich nur einmal einen zu sehen bekäme; ich wollte doch auf ihn losgehen!« — »Dazu kann ich dir helfen«, sprach der Fuchs; »komm nur morgen früh zu mir, so will ich dir einen zeigen.« Der Wolf stellte sich frühzeitig ein, und der Fuchs ging mit ihm an den Weg, wo der Jäger alle Tage herkam. Zuerst kam ein alter abgedankter Soldat. »Jst das ein Mensch?« fragte der Wolf. »Nein«, antwortete der Fuchs, »das ist einer gewesen«. Darnach kam ein kleiner Knabe, der zur Schule wollte. »Jst das ein Mensch?« »Nein, das will erst einer werden.« Endlich kam der Jäger, die Doppelflinte auf dem Rücken und den Hirschfänger an der Seite. Da sprach der Fuchs zum Wolfe: »Siehst du, dort kommt ein Mensch, auf den musst du losgehen; ich aber will mich fort in meine Höhle machen.«

Der Wolf ging nun auf den Menschen los. Der Jäger, als er ihn erblickte, sprach: »Es ist schade, dass ich keine Kugel geladen habe,« legte an und schoss dem Wolfe das Schrot in's Gesicht. Der Wolf verzog das Gesicht gewaltig; doch liess er sich nicht schrecken und ging vorwärts. Da gab ihm der Jäger die zweite Ladung. Der Wolf verbiss den Schmerz und rückte dem Jäger doch zu Leibe. Da zog dieser seinen Hirschfänger und gab ihm links und rechts tüchtige Hiebe, dass er über und über blutend und heulend zu dem Fuchse zurücklief. »Nun, Bruder Wolf«, sprach der Fuchs, »wie bist du mit dem Menschen fertig geworden?« — »Ach«, antwortete der Wolf, »so hab' ich mir die Stärke des Menschen nicht vorgestellt! Erst nahm er einen Stock von der Schulter und blies hinein; da flog mir Etwas in's Gesicht; das kitzelte mich ganz entsetzlich. Darnach blies er noch einmal in den Stock, da flog mir's um die Nase wie Blitz und Hagelwetter. Und als ich ganz

nahe war, da zog er eine blanke Rippe aus dem Leibe; damit hat er so auf mich losgeschlagen, dass ich beinah' todt wäre liegen geblieben.« — »Siehst du«, sprach der Fuchs, »was für ein Prahlhans du bist?«

8. Die Stufenleiter.

Eine Fliege saß behaglich auf einem Baume im Sonnenschein und dachte an nichts Arges. Da kommt ein Spatz herbeigehüpft, faßt sie an den Beinen und ist eben im Begriffe, sie ganz zu verschlucken. In ihrer Noth schreit die arme Fliege: „Ach lieber Herr Sperling, laß mich doch leben; ich habe ja nichts Uebles begangen!" Der Spatz aber läßt sich nicht rühren, sondern verschlingt sie mit den Worten: „Das ist nicht anders, du bist mein; denn ich bin groß und du bist klein." Aber kaum hatte er ausgesprochen, so wird der Spatz selbst von einem Paar Krallen gepackt. Es war der Sperber, welcher ihn hatte sitzen sehen und aus der Luft auf ihn herabgestoßen war. Jetzt war die Reihe an dem Spätzlein, gute Worte zu geben. „Schenke mir doch das Leben", rief es, „ich habe dir ja nichts zu Leide gethan!" — „Das kann nichts helfen", antwortete der Sperber, indem er ihm den Kopf abbiß. „Es ist nicht anders, du bist mein; denn ich bin groß und du bist klein." Doch auch der Sperber konnte sich nicht lange seines Sieges freuen. Ein Adler mit noch krummerem Schnabel und stärkeren Krallen stürzte auf ihn herab. Da half kein Widerstand und kein Flehen; der König der Vögel antwortete dem zerfleischten Sperber mit denselben Worten, wie dieser früher dem Sperling: „Es ist nicht anders, du bist mein; denn ich bin groß und du bist klein."

Allein der Adler war auch noch nicht der Stärkste. Ehe er es sich versah, flog ihm eine Kugel durch die Brust, welche der Jäger auf ihn abgeschossen hatte. Wehren konnte er sich nicht; aber er beschwerte sich doch, daß der Jäger ihn ohne alle Ursache todtschieße. Doch der Jäger wußte dasselbe Sprüchlein, welches auch die Andern gesagt hatten: „Es ist nicht anders, du bist mein; denn ich bin groß und du bist klein."

Da war die Geschichte zu Ende; denn der Mensch ist das mächtigste und klügste Geschöpf auf Erden. Die Menschen hingegen sollen sich untereinander nicht morden und überwältigen. Denn der liebe Gott, welcher viel mächtiger ist, als Alle, ist auch gütiger, als Alle, und hat kein Wohlgefallen daran, wenn ein Mensch umkommt.

9. Gebrauch der Glieder.

Soll dein Thun Gott wohl gefallen,
So gebeut den Gliedern allen:
Deinem Auge, daß es spähe
Gutes fern und in der Nähe;
Deinem Ohre, daß es höre
Weisen Rath und fromme Lehre;
Deiner Zunge, daß sie bringe
Dank dem Schöpfer aller Dinge;
Deinen Händen, daß sie spenden,
Das Erworb'ne nicht verschwenden;
Deinen Füßen, daß sie gern
Gehen zu dem Haus des Herrn!

10. Die Zunge.

Die Zunge ist ein kleines Glied,
Doch hat sie große Macht;
Hat Manchen schon um Glück und Fried',
Um Ehr' und Freund' gebracht.
D'rum merke stets auf jedes Wort,
Was deine Zunge spricht;
Beachte sorgsam Zeit und Ort,
Auch Schweigen ist oft Pflicht!
Halt von Verleumdungen dich fern;
Gönn' selbst dem Feind sein Brod;
Entschuld'ge And'rer Fehler gern!
So will's des Herrn Gebot.

11. Die Glieder.

Die Glieder des menschlichen Leibes wurden einmal überdrüssig, sich einander zu dienen, und fassten den Vorsatz, dies nicht mehr zu thun. Die Füsse sagten: »Warum sollen wir allein euch Andere alle tragen und fortschleppen? Schafft euch selbst Füsse, wenn ihr gehen wollt!« Die Hände sagten: »Warum sollen wir allein für euch Andere alle arbeiten? Schafft euch selbst Hände, wenn ihr welche braucht!« Der Mund brummte: »Jch müsste wohl ein Thor sein, wenn ich immer für den Magen Speisen kauen wollte, damit er sie nach seiner Bequemlichkeit verdauen möge. Schaffe sich selbst einen Mund, wer einen

nöthig hat!« Die Augen fanden es gleichfalls sehr sonderbar, dass sie allein für den ganzen Leib beständig auf der Wache stehen und für ihn sehen sollten. Und so sprachen auch alle übrigen Glieder des Leibes, und ein kündigte dem andern den Dienst auf.

Was geschah? Da die Füsse nicht mehr gehen, die Hände nicht mehr arbeiten, der Mund nicht mehr essen, die Augen nicht mehr sehen wollten, so gerieth der ganze Leib binnen einigen Tagen in einen so grossen Verfall, dass alle Glieder zu welken und nach und nach abzusterben anfingen. Da erkannten sie ihre Thorheit und wollten sich von Neuem zur gegenseitigen Dienstbarkeit verbinden; aber es war zu spät. Der Leib konnte bei solcher Entkräftung nicht mehr erquickt und wieder hergestellt werden; und so wurden alle Glieder ihrer Empörung wegen bestraft.

12. Uebung des Körpers.

Von gleicher Art des Eisens und in eben derselben Werkstätte wurden zwei Pflugschare verfertigt. Eine davon kam in die Hand eines Landmannes; die andere wurde in einen Winkel des Schuppens geworfen, lag allda ruhig acht oder neun Monate lang und ward mit Rost überdeckt. Jetzt erst erinnerte man sich ihrer und zog sie auch wieder hervor. Wie erstaunte diese Pflugschar, als sie ihre ehemalige Schwester erblickte und sie mit sich selbst verglich! Denn diese fand sie hell und spiegelglatt, ja fast glänzender noch, als sie anfangs war. „Ist es möglich?“ rief die Verrostete aus; „einst waren wir einander gleich! Was hat dich so herrlich erhalten, da ich in der glücklichsten Ruhe so verunstaltet worden bin?“ „Eben diese Ruhe“, erwiederte jene, „war dir verderblich. Mich hat Uebung und Arbeit erhalten, und dieser verdanke ich die Schönheit, an der ich dich jetzt übertreffe.“

13. Rüstigkeit.

Frisch gethan und nicht gesäumt!
Was im Weg' liegt, weggeräumt!
Was dir fehlet, such' geschwind!
Ordnung lerne früh, mein Kind!

Aus dem Bett und nicht gesäumt!
Nicht bei hellem Tag geträumt!

Erst die Arbeit, dann das Spiel!
Nach der Reise kommt das Ziel!
Schnell besonnen, nicht geträumt!
Nichts vergessen, nichts versäumt!
Nicht bloß obenhin gemacht!
Was du thust, darauf gib Acht!

14. Die Haut.

Der menschliche Körper ist von außen mit einer Haut überzogen, wodurch er sowohl an Zierde, als an Schutz gewinnt. Sie besteht aus drei verschiedenen Lagen: aus dem durchsichtigen Oberhäutchen, aus der eigentlichen Lederhaut und aus der zwischen beiden liegenden Schleimhaut. Sie hat viele kleine Oeffnungen oder Poren, aus welchen die Aderspitzen beständig Feuchtigkeit absondern, die wir den Schweiß nennen. Wird der Schweiß plötzlich unterdrückt, so entstehen Stockungen, Katarrh, Hautausschläge. Man muß sich daher nicht plötzlich erkälten, wohl aber die Haut fleißig waschen, damit die Ausdünstung nicht durch Schmutz verhindert wird. Die Farbe der menschlichen Haut ist nicht durchgängig weiß, mit Roth vermengt, oder bräunlich, wie bei uns; es gibt auch kupferfarbige, braunschwarze und ganz schwarze Menschen, welche letztere man gewöhnlich Neger oder Mohren nennt.

15. Reinheit.

Auf dem Dach die Flügelein
Putzet sich die Taube;
Kätzchen leckt die Pfötchen fein,
Wäscht sich rein vom Staube.

Schwalb' und Kräh' und Ent' und Gans
Baden ihr Gefieder;
Fröhlich in der Wellen Glanz
Taucht das Ross die Glieder.

Was da lebt in Flur und Au,
Kennt der Reinheit Segen;
Blümlein badet sich im Thau
Und der Baum im Regen.

Ueberall her tönt der Ruf:
Ohne Fleck und Fehle!
Kindlein, bleib', wie Gott dich schuf,
Rein an Leib und Seele!

16. Das Nervensystem.

Das Gehirn, das Rückenmark und die davon ausgehenden Nerven bilden zusammen das Nervensystem, in welchem das Empfindungsvermögen seinen körperlichen Sitz hat.

Nerven sind weiße, weiche Fäden von verschiedener Dicke. Sie verbreiten sich in unzähligen Fäden durch alle fleischichten Theile des Körpers und werden am Ende so fein, daß sie kaum mehr mit einem Vergrößerungsglase zu bemerken sind. Durch sie empfindet der Körper die Dinge der Außenwelt; daher haben wir an den Stellen unseres Körpers, wo sich gar keine Nerven endigen, wie z. B. an den Nägeln, auch keine Empfindung; an denjenigen aber, wo die meisten Nerven sich vereinigen, das feinste Gefühl, z. B. an den Fingerspitzen.

Das Gehirn besteht aus feinem Marke, das aus zarten, den Nerven ähnlichen Fäden zusammengesetzt ist. Es liegt in der Höhlung der Hirnschale und wird in das große und kleine Gehirn eingetheilt. Kein Thier hat so viel Hirn, als der Mensch. Bei einem gesunden und vollständig ausgewachsenen Menschen wiegt das Gehirn ungefähr 3 Pfund. Durch eine Oeffnung am Hinterkopfe geht es in die Löcher der Wirbelbeine des Rückgrates hinüber, und dann heißt es Rückenmark.

Das Rückenmark und die Nerven sind also dem Wesen nach dem Gehirn gleich, weil sie bloß eine Fortsetzung desselben sind. Alles, was dem Gehirn und den Nerven schadet, das schadet auch dem Leben und dem Verstande. Gewöhnlich werden die Nerven verdorben durch unmäßiges Schlafen, durch hitzige und erschlaffende Getränke, z. B. Thee und Kaffee, und durch heftige Leidenschaften, wie Trunkenheit und Zorn.

17. Die Ernährung und Verdauung.

Soll unser Körper und mit ihm unser irdisches Leben fortdauern, so muß er Nahrung erhalten, um das durch Speise und Trank zu ersetzen, was der Leib und seine Werkzeuge an Kraft und Saft verbrauchen. Wenn der Körper mehr Theile wieder erhält, als er verloren hat, so ist die Ernährung vollkommen, und die Kräfte nehmen zu; im Gegentheile nehmen sie ab. — Die Speisen, welche der Mensch zu seiner Ernährung zu sich nimmt, werden, ehe sie in den Magen gelangen, im Munde vorbereitet; diese Vorbereitung geschieht durch die Zähne und den Speichel. Die Speisen werden erst von den scharfen Vorderzähnen zerschnitten und dann von den hintersten vollends zer-

malmt. Wollen einzelne Stücke über die kleinen Mühlsteine hinausfallen, so schieben die Lippen nebst der Zunge sie wieder auf ihre Mühle zurück. Ein dünner, durchsichtiger Saft (Speichel), der aus den umliegenden Drüsen des Mundes sich ausdrückt, feuchtet die zu verdauende Speise an. So vorbereitet werden sie durch die Speiseröhre dem Magen zugeführt, welcher seinen Inhalt unabläßig hin und her bewegt. Die hierdurch in einen gleichartigen Brei verwandelten Speisen werden noch durch den sauern Magensaft gehörig aufgelöst und dann den mit dem Magen zusammenhängenden Gedärmen übergeben. In dem sogenannten Zwölffinger-Darme wird die weitere Auflösung der Speisen vollendet mit Hilfe der Galle und des Bauchspeichels; erstere wird von der rechts liegenden Leber, letztere von der links liegenden Bauchspeicheldrüse abgesondert.

Durch eine Menge Saugäderchen, welche die Gedärme umgeben, wird der beste und feinste Saft aus den aufgelösten Speisen eingezogen und von denselben in das Herz und von da in die Lunge geführt, wo er sich in Blut verwandelt.

Damit die Gedärme sich nicht leicht verschlingen können, sind sie durch die Netzhaut und das sogenannte Gekröse verbunden und zusammengehalten. Die Hauptwerkstätte der Ernährung ist der Magen mit den Gedärmen.

18. Die köstlichsten Gewürze.

Ein Prinz wurde auf einem Spaziergange von einem Platzregen überfallen, und flüchtete sich in die nächste Bauernhütte.

Die Kinder saßen eben bei Tische, und vor ihnen stand eine große Schüssel voll Habermuß. Alle ließen sich's recht gut schmecken und sahen dabei so frisch und roth aus, wie die Rosen.

„Aber wie ist es doch möglich“, sagte der Prinz zur Mutter, „daß man eine so rauhe Speise mit so sichtbarer Lust verzehren und dabei so gesund und blühend aussehen kann?“

Die Mutter anwortete: „Das kommt von dreierlei Gewürzen her, die ich an die Speise thue. Erstens lasse ich die Kinder ihr Mittagessen durch Arbeit verdienen; zweitens gebe ich ihnen außer der Tischzeit nichts zu essen, damit sie Hunger mit zu Tische bringen; drittens gewöhne ich sie zur Genügsamkeit, indem ich sie mit Leckerbissen und Näschereien gar nicht bekannt mache.“

Die köstlichsten Gewürze weit und breit
Sind Arbeit, Hunger und Genügsamkeit.

19. Herz und Adern.

Unter einem natürlichen Panzer von Knochen, auf der linken Seite der Brusthöhle, liegt eines der edelsten Eingeweide — das Herz, damit es vor gefährlichen Stössen verwahrt bleibe. Es ist ein fleischiger, birnförmiger Körper, der aus zwei Hälften besteht. In jeder Hälfte liegen zwei Höhlen; die obengelegene ist die Vorhöhle oder Vorkammer, die unten an der Spitze gelegene die Herzkammer.

Der im Magen und in den Gedärmen zubereitete Nahrungssaft wird von den Saugadern in die Blutadern geleitet, wo er sich mit dem Blute vermischt und zur rechten Herzkammer geführt wird. Von hier gelangt derselbe in die Lunge, verbindet sich mit der Luft, strömt nun zurück durch die linke Herzkammer und die Pulsadern an alle Enden des Leibes und verbreitet so nach allen Theilen des Körpers Nahrung. Wenn dieses vollbracht ist, kehrt das Blut durch die Blutadern nach der rechts liegenden Herzkammer zurück, geht dann wieder durch die Lunge, um auf's Neue gesäuert zu werden, damit es durch denselben Kreislauf sein wohlthätiges Geschäft wiederholen kann. Dieser leicht bewegliche Theil, das Blut, welches den 6. Theil des gesammten Gewichts eines ausgewachsenen Menschen ausmacht, wird in der mittlern Zeit des Lebens in jeder Minute durch etwa 70 Bewegungen des Herzens (Pulsschläge) und 18 Athemzüge in Bewegung erhalten. Wenn auch alle andern Glieder unsers Körpers ruhen, so ist doch das Herz vom ersten bis zum letzten Athemzuge unsers Lebens in steter Beweguug. So sind es denn viel tausendmillionen Male, dass das Herz im kurzen Menschenleben sich bewegt und der Athem aus- und eingeht. —

Die Entfernung der wässr'igen und salzigen Theile aus unserm Körper geschieht durch die Ausdünstung und den Schweiss. Die Ausdünstung eines ausgewachsenen gesunden Menschen soll alle 24 Stunden 3—4 Pfund betragen.

20. Das Glöcklein im Herzen.

Es pocht dein Herz den ganzen Tag;
Was es nur meinen und wollen mag?
Es pocht dein Herz die ganze Nacht;
Hast du das, Kindlein, schon bedacht?

Und pocht's schon so lang, oft laut, oft still,
Hast du gefragt, was Herzchen will?
Ein ruhig Glöcklein ist es eben,
Vom lieben Gott dir zu eigen gegeben;
Er hing's an deiner Seelen Thür
Und läutet es selber für und für
Und stehet draußen und harret still,
Ob sich ihm dein Herz nicht öffnen will,
Und läutet fürder und harret fein,
Du wollest rufen: Herein! herein!
So pocht dein Herz nun Tag für Tag,
Und endlich, so thut es den letzten Schlag;
Und wie es den letzten Schlag gethan,
Da pocht es selber am Himmel an
Und stehet draußen und wartet still,
Ob ihm Gott Vater nicht öffnen will,
Und stehet draußen und harret fein,
Er wolle rufen: Herein! herein!
Und sprechen: Komm nur, mein lieber Gast;
Ich fand auch bei dir gar fromme Rast;
Wie du gethan, so gescheh dir heut';
Geh' ein in des Himmels ew'ge Freud'!

21. Luftröhre und Lunge.

Wir fühlen vorn am Halse eine knorpelige Röhre, die sich öffnet und schließt, um frische Luft einzusaugen und verdorbene auszuhauchen. Sie ist mit einem Deckel, Kehldeckel genannt, versehen, damit nichts von den Speisen beim Hinunterschlucken hineinfalle. Diese Röhre heißt die Luftröhre.

Das edle Werkzeug, die Lunge, welche diese Luft aufnimmt, besteht aus zwei schwammigen Flügeln, die wie Blasbälge auf- und zugehen, was wir Athemholen nennen. — Das aus dem Herzen auslaufende Blut nimmt um deßwillen seinen Weg durch die Lunge, weil es hier erfrischt und gereinigt werden soll.

Unter der Lunge befindet sich das Zwerchfell, eine Scheidewand zwischen Ober- und Unterleib, das sich heben und senken kann, um so das Athmen zu unterstützen.

22. Der Schreiner im Sarge.

In einem Marktflecken kamen einmal etliche Spinnerinnen in dem Hause eines Schreiners zusammen, bei welchem eben ein

Sarg fertig stand. Die Mädchen, denen der Verstorbene bekannt war, hielten den für ihn bestimmten Sarg zu kurz; der Geselle aber, von gleicher Größe mit dem Verstorbenen, suchte die Richtigkeit des Maßes zu beweisen und streckte sich selbst in den Sarg. Flugs ergriffen die Mädchen den Deckel und schlossen den jungen Menschen ein, der sich auch gegen den unzeitigen Scherz gar nicht sträubte, weil er nichts Arges ahnete. Die Spinnerinnen aber setzten sich sämmtlich auf den Deckel und waren durch kein Drücken, Pochen und Rufen des Eingesperrten zum Aufstehen zu bringen. Endlich wurde es still. Die leichtsinnigen Mädchen hatten sich satt gelacht und standen von selbst auf; der Schreiner aber schien nun, ihnen zum Trotz, liegen bleiben zu wollen oder gar eingeschlafen zu sein. Wirklich war er auch eingeschlafen, aber beinahe — um nie wieder zu erwachen; denn als man die Todtenlade wieder öffnete, lag er, einem Verstorbenen gleich, ganz ohne Bewußtsein. Alles gerieth in Schrecken und Verzweiflung. Nach vielerlei Wiederbelebungsversuchen kam jedoch der Geselle wieder zu sich; die Todesangst aber, die er ausgestanden hatte, konnte er nicht schrecklich genug schildern.

Die unbesonnenen Mädchen konnten gar nicht begreifen, wie das zugegangen war, da sie doch in den Sarg Luft genug eingeschlossen hatten. — Könnt ihr es auch nicht begreifen?

23. Vorsicht bei Erhitzung.

Sohn. Heute, lieber Vater, war ich recht lustig.

Vater. Wo warst du denn?

Sohn. Jch machte mit meinen Kameraden einen Spaziergang auf das Feld und in den Wald. Die Sonne schien herrlich; die Vögel sangen, und Alles arbeitete draussen.

Vater. Dies freut mich, mein Sohn, dass du vergnügt warst; es war aber doch heute ziemlich heiss, und dies ist nicht angenehm bei einem Spaziergange.

Sohn. Dies ist wohl wahr; allein wir achteten der Hitze nicht. Wir lagerten uns entweder in dem Schatten eines Baumes, oder wir zogen einige Kleidungsstücke aus, wenn wir spielten.

Vater. Was habt ihr denn gespielt?

Sohn. Wir haben den Ball geschlagen.

Vater. So habt ihr euch ja noch mehr erhitzt.
Sohn. Ja, wir schwitzten sehr; allein wir setzten uns dann wieder unter einen Baum, wo ein kühles Lüftchen wehte.
Vater. Daran habt ihr aber nicht gut gethan.
Sohn. Warum?
Vater. Weil man sich durch plötzliche Abkühlung eine Krankheit und sogar den Tod zuziehen kann.
Sohn. Wir gingen aber Alle gesund und munter nach Hause.
Vater. Dies glaube ich wohl, weil ihr euch nach der Abkühlung wieder erhitztet. Ohne dies hättet ihr Alle euch Krankheiten zuziehen können. Doch habt ihr nicht in der Hitze getrunken?
Sohn. Nein, dies thaten wir nicht, weil wir keine Quelle fanden.
Vater. Jhr hättet also doch getrunken, wenn ihr Wasser gehabt hättet?
Sohn. Ja, weil wir sehr grossen Durst hatten.
Vater. Dies war noch ein grosses Glück für euch, dass ihr keinen Brunnen fandet; denn Mancher, der erhitzt trank, fiel an der Quelle todt nieder.
Sohn. Dies wussten wir nicht.
Vater. Hüte dich also und warne deine Gesellschafter, dass sie nie in der Hitze trinken, noch sich im Schweisse auskleiden und sich abkühlen, noch beim Baden im Schweisse in das Wasser hineingehen. Viele Hunderte haben sich dadurch schon unheilbare Krankheiten und einen frühen Tod zugezogen.
Sohn. Dank dir, lieber Vater, dass du mir dieses sagst! Jch will mich nicht nur vor diesem Unglück hüten, sondern auch Andere davor warnen.

24. Der klagende Mönch.

Vor Alters lebte ein Mönch, der des Abends immer über Mattigkeit und Abspannung klagte. Sein Abt fragte ihn einst über die Ursache seiner Klage. „Ach“, antwortete er, „ich habe jeden Tag sehr viel zu thun, wozu meine Kräfte nicht hinreichen würden, wenn die Gnade Gottes mich nicht stärkte; ich habe zwei Falken zu zähmen, zwei Hasen aufzuhalten, zwei Sperber abzu=

richten, einen Lindwurm zu bezwingen, einen Löwen zu bändigen nnd einen Kranken zu pflegen." „Ei", sagte der Abt, „das sind ja thörichte Klagen; solche Geschäfte werden keinem Menschen zu gleicher Zeit aufgetragen!" „Dennoch, ehrwürdiger Herr, ist es bei mir also, wie ich sagte. Die zwei Falken sind meine Augen; die muß ich mit Fleiß bewahren, damit ihnen nicht Etwas gefalle, was meiner Seele schaden könnte. Die zwei Hasen sind meine Füße; die muß ich zurückhalten, daß sie nicht nach schädlichem Gewinn laufen und auf den Wegen der Sünde wandeln. Die zwei Sperber sind meine Hände; die muß ich zur Arbeit abrichten und anhalten. Der Lindwurm ist meine Zunge; die muß ich beständig im Zaume halten. Der Löwe ist mein Herz; mit demselben muß ich beständig im Kampfe liegen. Der Kranke ist mein eigner Leib, der sich bald heiß, bald kalt, bald hungrig, bald durstig, bald gesund, bald krank, kurz immer in einem Zustande befindet, der meine Aufmerksamkeit und Pflege erfordert. Das Alles mattet mich täglich ab." — Mit Verwunderung hörte der Abt dieses sinnreiche Gleichniß des Mönchs und sagte dann zu ihm: „Lieber Bruder, wenn wir Menschen doch alle auf diese Weise arbeiten und kämpfen wollten, wahrlich, wir würden unsere Zeit besser nach Gottes Willen anwenden!"

25. Gesundheit ist ein großer Schatz.

Kunz ging einmal über Land und kam matt und verdrossen bei einem Wirthshause an, wo er sich einen Krug Bier und ein Stück schwarzes Brod geben ließ. Er war unzufrieden, daß er seine Reise zu Fuß machen mußte und nichts Besseres bezahlen konnte.

Kurz darauf kam ein schöner Wagen gerollt, in dem ein reicher Mann saß, der sich ein Stück kalten Braten und eine Flasche Wein reichen ließ, das er in seinem Wagen verzehrte.

Kunz sah ihm hämisch zu und dachte: „Wer es doch auch so gut hätte!"

Der Reiche merkte es und sagte zu ihm: „Hättest du wohl Lust, mit mir zu tauschen?"

„Das versteht sich", antwortete Kunz, ohne sich lange zu bedenken; „steige der Herr heraus und gebe mir Alles, was er hat; ich will ihm auch Alles geben, was ich habe!"

Sogleich befahl der Reiche seinen Bedienten, daß sie ihn aus dem Wagen heben sollten. Gott, welcher Anblick! Seine Füße waren gelähmt; er konnte nicht stehen, sondern mußte sich

von seinen Bedienten so lange halten lassen, bis die Krücken herbeigebracht wurden, auf die er sich stützte. „Heh!“ fragte er, „hast du noch Lust, mit mir zu tauschen?“

„Bei Gott nicht!“ gab der erschrockene Kunz zur Antwort. „Meine Beine sind mir lieber als tausend Pferdefüße. Ich will lieber Schwarzbrod essen und mein eigner Herr sein, als Wein und Braten haben und mich wie ein kleines Kind von Anderen umherführen lassen. Gott behüte ihn!“

Mit diesen Worten stand er auf und ging fort.

„Hast Recht!“ rief ihm der Reiche nach. „Könntest du mir deine gesunden Schenkel geben, du solltest meinen Wagen, meine Rappen, mein Geld, kurz Alles dafür haben! Ein gesunder, armer Mann ist glücklicher, als ein reicher Krüppel.“

26. Der Trotzkopf.

Ach Mutter, ach Mutter, ich bin so krank!
Wie thut mir doch Alles so weh!
Mich freut nicht mein Pferdchen; mich freut nicht Gesang;
Mich freut nicht das Waten im Schnee. —
„Komm, lege dich in dein Bettchen geschwind!
Ich hole den Arzt dir herbei;
Der wird dir bald helfen, mein armes Kind;
Der gibt dir recht gute Arznei.“ —
Nein, Mutter, nein, Mutter, ich mag nicht Arznei!
Ich weiß schon, sie schmeckt mir nicht gut. —
„O nimm sie; von Schmerzen macht sie dich ja frei
Und kühlt dir das kochende Blut!“
Umsonst war ihr Bitten; umsonst war ihr Fleh'n.
Kein Tröpfchen nahm Ludewig ein.
„Ach Söhnchen, ach Söhnchen, wie wird dir's ergeh'n;
Dein Trotzkopf wird bald dich gereu'n!“
Und als nun der Sturmwind die Blätter verweht,
So nahmen die Kräfte ihm ab.
Nun nahm er Arznei; doch jetzt war's zu spät!
Dort liegt nun der Trotzkopf im Grab.

27. Glückliches Alter.

»Grossvater, sag', du bist schon so alt;
Doch munter noch ist dein Gesicht,
Hast in den Armen noch so viel Gewalt,
Und klagst über Krankheit noch nicht,

Bist heit'rer als mancher junge Mann.
Wie geht das zu? Wie fingst du das an?«
»Mein liebes Kind, das war nicht schwer.
Jch trieb mich in der Jugend nie wild umher;
Jch ass und trank auch nie zu viel,
War mässig im Schlaf, bei Lust und Spiel;
Jch scheute mich nicht bei Regen und Wind;
D'rum blieb ich gesund. Mach's auch so, mein Kind!«

28. Sei vorsichtig mit Schießgewehren.

Adam und Gottlieb spielten gern mit den Gewehren, welche in der Stube hingen. Jhr Vater ließ es ihnen zu, weil er seine Gewehre immer abzuschießen pflegte, ehe er sie in's Haus brachte. Einmal kam er von der Jagd nur auf eine kurze Zeit nach Hause, um Etwas zu besorgen und dann sogleich wieder fortzugehen. Deßwegen schoß er seine Flinte nicht ab, sondern hängte sie geladen hin. Unterdessen kamen seine beiden Söhne herbei. „Wir wollen Soldaten spielen", sagte Gottlieb, und sogleich nahm jeder eine Flinte in die Hand. Adam ergriff zum Unglück die geladene. Sie schrieen einander zu: „Hoch Gewehr! schlagt an! Feuer!" und in diesem Augenblicke drückten sie auf einander los, und Gottlieb lag in seinem Blute. Die Mutter hörte draußen den Schuß, kam herbeigelaufen und fand — o welch' ein Schrecken! — ihr liebes Söhnchen todt; es war keine Rettung mehr möglich!

29. Die Vergiftung.

Vater, Vater! — Nun, was gibt es denn? Du thust ja so ängstlich! — Ach, Lottchen wird bald sterben! Sie jammert entsetzlich und windet sich, wie ein Wurm. — Was ist denn geschehen? — Komm nur geschwind! — Was hast du denn gemacht, mein Töchterchen? — Ach, mich schneidet's gar erschrecklich im Leibe; mir ist ganz angst; ich schwitze durch und durch! — Du zitterst ja so! Du hast doch nicht Gift genommen? Wo hast du's denn her? — Wir fanden da unten Etwas und dachten, es wäre Bernstein und nahmen es in den Mund. — Ach, um's Himmelswillen! Geschwind, Frau, bring' Oel und Milch; koch' hernach gleich Hafer- oder Gerstenschleim, recht dick, oder Eibischwurzel, oder Hanfsamen — was du hast! Mach' hernach ein Klystier von lauer Milch oder Oel zurecht! Zuerst müssen wir das Brechen bewirken. Tochter, thu' den Mund auf! ich werde mit der Federfahne hineinfahren; es ist nur ein wenig

Oel daran. Oder stecke den Finger in den Mund, siehe, daß du brechen kannst! Nun, dem Himmel sei Dank! Brich immer mehr, immer mehr! — Ei, was hast du gethan! Wie vielmal habe ich's verboten, etwas in den Mund zu nehmen, das wir euch nicht geben! Nun, das Meiste wird wohl heraus sein. Nun trink' den Haferschleim, recht viel, recht viel, immerfort! — Ach, ich kann nicht mehr! — Es hilft nichts, sonst mußt du sterben. Liebe Frau, gib ihr nun das Klystier und in einer Stunde noch eins! Nachher wollen wir Umschläge auf den Leib legen, die müssen in Milch gekocht sein. Wir müssen das immer fortsetzen, bis wir keine Spur von Gift mehr wahrnehmen.

Wie doch das Unglück so unvermuthet kommen kann! Ein Glück war's, daß ich gleich da war. Da siehst du, liebe Frau, wie gut es ist, sich auch um solche Dinge zu bekümmern. Nun, Töchterchen, ist dir jetzt besser? — Ja, es schneidet aber immer noch. — Nun, wir werden damit fortfahren; hoffentlich gelingt es uns, diesmal das Unglück zu beseitigen.

Das sind so die Mittel bei Vergiftungen. Aber freilich, wenn des Giftes zu viel genommen und nicht gleich Hilfe bei der Hand ist, so ist es auch vergeblich.

30. Wie bringt man Ertrunkene in's Leben zurück?

Bei Karlsruhe vergnügten sich zwei Geschwister an einem Mühlgraben. Der siebenjährige Knabe ist waghalsig; er stürzt in den Graben und geht auch sogleich unter. Die zehnjährige Schwester sieht das Unglück, und statt nach Mädchenart schreiend davonzulaufen, springt sie unbedenklich ihrem Bruder nach, um ihn herauszuziehen. Allein der Graben war über mannstief, und so mußte das beherzte Mädchen ebenfalls versinken. In diesem Augenblicke vernimmt ein Mann in der Nähe den Nothruf des Mädchens und springt sogleich mit seinen Kleidern in den Graben. Da er ein guter Schwimmer war, gelang es ihm bald, das Mädchen an's Land zu bringen; aber den Knaben konnte er Anfangs nicht finden, bis das Wasser etwas weiter unten den Körper in die Höhe stieß. Der Mann schwimmt ihm nach und hat die Freude, auch ihn an's Ufer zu bringen. Aber leider gab der Knabe kein Lebenszeichen mehr von sich!

Unterdessen kamen Leute herbei. Man bringt den Ertrunkenen in das nächste Haus, legt ihn auf ein Bett, ruft einen Arzt und macht Versuche, das Leben in dem starren Körper wieder zu wecken. Zuerst besah der Arzt den Mund und entfernte die

darin sitzende Unreinlichkeit; hierauf befahl er, den Körper mit dem Kopfe etwas hoch in ein erwärmtes Bett zu legen, damit das durch Mund und Nase eingedrungene Wasser nicht das Athmen erschweren könne. Dann mußten wollene Tücher gewärmt und auf den erkalteten Körper gelegt werden. Die Herzgrube und die Gegend, wo die Lunge liegt, wurden beständig mit solchen Tüchern gerieben. Als dies nicht helfen wollte, ließ sich der Arzt eine Feder und ein Licht geben und zündete die Feder unter der Nase des Ertrunkenen an, damit derselbe durch den heftigen Gestank zum Niesen gebracht werde. Dieser Versuch hatte endlich die gewünschte Wirkung; der Athem regte sich wieder in der Brust des Knaben, und da man mit dem Reiben fleißig fortfuhr, so kam bald wieder Wärme in die Glieder, und der Todtgeglaubte schlug die bisher halboffenen Augen ganz auf. Wie freute sich da die gute Schwester, wie der Retter des Knaben, wie alle Leute, welche umherstanden! Den Eltern sagte man es jetzt erst, weil man ihnen früher den Schrecken hatte ersparen wollen.

31. Die Sinne.

Wie wundervoll erschufst du mich,
Allgütiger! Wie preis' ich dich!
O, brächt' ich immer tief gerührt
Dir, Gott, den Dank, der dir gebührt!

Welch' ein Geschenk ist mein Gesicht!
Jch seh' der Sonne schönes Licht,
Seh' Wunder, zahllos in der Welt,
Die deine Allmacht aufgestellt.

Auch durch das Ohr zum Herzen hallt
Der Wohllaut, der um mich erschallt.
Jch hör,' was Lieb' uud Freundschaft spricht,
Der Tugend weisen Unterricht.

Und Wohlgeschmack wird mir gewährt
Durch Alles, was mich stärkt und nährt.
Jch athme labend süssen Duft,
Und fühl' den linden Hauch der Luft.

Froh soll ich fühlen, dass ich bin;
Wie glücklich macht mich jeder Sinn!
Und du, Herr, schenktest jeden mir;
Anbetung dir und Preis dafür!

32. Die beiden Fensterchen.

Es sind zwei kleine Fensterlein
In einem großen Haus;
Da schaut die ganze Welt hinein,
Da schaut sie ganz heraus.

Ein Maler sitzet immer dort,
Kennt seine Kunst genau;
Malt alle Dinge fort und fort
Weiß, schwarz, roth, grün und blau.

Dies malt er eckig, Jenes rund,
Lang, kurz, wie's ihm beliebt;
Wer kennet all' die Farben und
Die Formen, die er gibt?

Ein Zaub'rer ist's, das sag' ich kühn!
Was faßt der Erde Schoos,
Das malt er auf ein Fleckchen hin
Wie eine Linse groß.

Auch was der Hausherr denkt und fleht,
Malt er an's Fenster an,
Daß Jeder, der vorübergeht,
Es deutlich sehen kann.

Und freut der Herr im Hause sich,
Und nimmt der Schmerz ihn ein;
Dann zeigen öfters Perlen sich
An beiden Fensterlein.

Ist's schönes Wetter, gute Zeit,
Da sind sie hell und lieb;
Wenn's aber fröstelt, stürmt und schneit,
Dann werden sie gar trüb.

Und geht des Hauses Herr zur Ruh',
Nicht braucht er dann ein Licht; —
Dann schlägt der Tod die Läden zu
Und, ach! das Fenster bricht.

33. Der Knabe und die Quelle.

An eines Bächleins Quelle
Ein Knabe spielend stand;
Er trug ein Stäblein in der Hand
Und taucht' es in die Welle.

Und wenn es in die Welle sank,
Das Stäblein schien gebogen,
Und dann herausgezogen,
Erschien es wieder grad und schlank.

Das däucht dem Knaben wunderbar.
Er sprach erzürnt zur Quelle:
„Du bist zwar klar und helle;
Allein dein Börnlein hell und klar
Hat mich getäuschet immerdar.
Du hast mich schnöd' belogen;
Geh, bin dir nicht gewogen!"

Da tönte fein und helle
Ein Stimmchen aus der Quelle:
„Mein Kind, ich täusch' und trüge nicht!
Dein eignes blödes Augenlicht
Vermag nicht meiner Wellen Spiel
Vollkommen durchzuschauen;
D'rum magst du künftig nicht zu viel
Dem eignen Blicke trauen!"

34. Lebensregeln.

Willst leben froh und in die Läng',
Leb' in der Jugend hart und streng,
Genieße, aber doch mit Maß,
Und was dir schlecht bekommt, das laß.

Mit Milch fängst du dein Leben an,
Mit Wein kannst du es wohl beschließen;
Doch fängst du mit dem Ende an,
So wird das Ende dich verdrießen.

Die Luft, Mensch, ist dein Element,
Du lebest nicht von ihr getrennt;
D'rum täglich in das Freie geh,
Und besser noch auf Berges Höh!

Das Zweite ist das Wasserreich;
Es reinigt dich und stärkt zugleich:
D'rum wasche täglich deinen Leib
Und bade oft zum Zeitvertreib!

Dein Tisch sei stets einfacher Art,
Sei Kraft mit Wohlgeschmack gepaart;

Misch'st du zusammen vielerlei,
So wird's für dich ein Hexenbrei.

Iß mäßig stets und ohne Hast,
Daß du nie fühlst des Magens Last;
Genieß es auch mit frohem Muth,
So gibt's dir ein gesundes Blut.

Fleisch nähret, stärket und macht warm,
Die Pflanzenkost erschlafft den Darm;
Sie kühlet und eröffnet gut
Und macht dabei ein leichtes Blut.

Das Obst ist wahre Gottes Gab';
Es labt, erfrischt und kühlet ab;
Doch über Allem steht das Brod;
Zu jeder Nahrung thut es Noth.

Das Fett verschleimt, verdaut sich schwer;
Salz macht scharf Blut und reizet sehr;
Gewürze ganz dem Feuer gleicht,
Es wärmet, aber zündet leicht.

Willst du gedeihlich Fisch genießen,
Mußt du ihn stets mit Wein begießen.
Den Käs' iß nie im Uebermaß;
Mit Brod zum Nachtisch taugt er was.

Der Wein erfreut des Menschen Herz;
Zu viel getrunken, macht er Schmerz;
Er öffnet sträflich deinen Mund
Und thut selbst dein Geheimniß kund.

Das Wasser ist der beste Trank;
Er macht fürwahr dein Leben lang;
Er kühlt und reiniget dein Blut
Und gibt dir frischen Lebensmuth.

Der Branntwein nur für Kranke ist,
Gesunden er das Herz abfrißt;
An seinen Trank gewöhn' dich nie;
Er macht dich endlich gar zum Vieh.

Befleiß'ge dich der Reinlichkeit;
Luft, Wäsche, Bett sei oft erneut:
Denn Schmutz verdirbt nicht bloß das Blut,
Auch deiner Seel' er Schaden thut.

Willst schlafen ruhig und complett,
Nimm keine Sorgen mit in's Bett,
Auch nicht des vollen Magens Tracht,
Und geh' zur Ruh vor Mitternacht.

Schlaf ist des Menschen Pflanzenzeit,
Wo Nahrung, Wachsthum baß gedeiht,
Und selbst die Seel', vom Tag verwirrt,
Hier gleichsam neu geboren wird.

Schläfst du zu wenig, wirst du matt,
Wirst mager und des Lebens satt;
Schläfst du zu lang und kehrst es um,
So wirst du fett, ja wohl auch dumm.

Willst immer froh und heiter sein,
Denk nicht: Es könnte besser sein.
Arbeite, bet', vertraue Gott
Und hilf dem Nächsten aus der Noth.

Vermeide allen Müßiggang;
Er macht dir Zeit und Weile lang,
Gibt deiner Seele schlechten Klang
Und ist des Teufels Ruhebank.

Halt' deine Seele frei von Haß,
Neid, Zorn und Streites Uebermaß,
Und richte immer deinen Sinn
Auf Seelenruh und Frieden hin.

Bewege täglich deinen Leib,
Sei's Arbeit oder Zeitvertreib;
Zu viele Ruh macht dich zum Sumpf,
Macht dich an Leib und Seele stumpf.

Willst sterben ruhig, ohne Scheu,
So lebe deiner Pflicht getreu;
Betracht' den Tod als einen Freund,
Der dich erlöst und Gott vereint.

35. Die Wiege und der Sarg.

Hat der Mensch des Tages Last und Hitze getragen, so legt er sich am Abend ermüdet auf seine Lagerstätte, um zur neuen Arbeit neue Kräfte zu sammeln. Es gibt aber zwei Lagerstätten, in welche der Mensch von andern Menschen hineingelegt wird, und diese sind die Wiege und

der Sarg. Jene ist die Lagerstätte beim Eintritte in die Welt und dieser die Lagerstätte beim Austritte aus dieser Welt. So verschieden auch die Wiege und der Sarg sind, so haben sie doch in ihrer Bestimmung viel Aehnlichkeit mit einander. Die Wiege bettet die liebende Mutter, damit der Säugling seine kleinen Glieder ausstrecke und in himmlischem Frieden schlummere und ruhe. Auf seinem Gesichte strahlt der Friede und die Wonne eines Engels. Er weiss nichts von der Noth dieser Erde und von den Sorgen dieses Lebens. Und welche Lagerstätte ist der Sarg? Auch er nimmt den Menschen auf zu einem Schlafe; auch in ihm ruht der Schlummernde, befreit von den Drangsalen dieser Erde. Nur ist dieser Schlaf ein Schlaf von langer, langer Dauer, und kein Erdenmorgen weckt den Ruhenden zum Erwachen. Die Wiege und den Sarg benetzen die Thränen der Umstehenden. Auf die Wiege fliessen die Freudenthränen der Mutter und des Vaters, und an dem Sarge entströmen den Trauernden Thränen des Schmerzes.

An beiden Lagerstätten wird aber auch gebetet. »Behüte das zarte Leben meines Kindes, lieber Gott im Himmel!« fleht die Mutter an der kleinen Wiege des schlummernden Engels, und: »Lass dem Entschlafenen die Wonne deiner Seligkeit schmecken und führe uns in den Räumen deines Himmels dem Abgeschiedenen wieder zu!« spricht am Sarge das gepresste Herz. Das Vertrauen auf Gottes Erbarmung scheucht die Sorge aus dem Mutterherzen an der Wiege des Lieblings, und dasselbe Vertrauen trocknet die Thränen am Sarge der Verblichenen und träufelt in das wunde Herz lindernden Balsam des Trostes.

36. Sterblichkeit der Menschen.

Wenn die Blumen und Kräuter ersterben, wenn die Blätter von den Bäumen fallen, wenn die Zugvögel in eine wärmere Heimath ziehen: da erstirbt auch mancher Mensch. Manches Kind, mancher Jüngling, mancher Mann und mancher Greis fällt mit den fallenden Blättern in's Grab hinab; manche Seele wird von ihrem Engel aus der irdischen Heimath und ihrer Noth in ihre himmlische Heimath und zu ihren Freuden geführt. Da gedenke auch du, daß dein Leben ein Schatten ist

und ist kein Aufhalten. In jeder Sekunde stirbt im Durchschnitt ein Mensch, in jeder Stunde gehen 3600 Menschen aus der Zeit in die Ewigkeit; an jedem Tage verlassen 86000 Menschen den Schauplatz der Erde; in jedem Jahre treten 30 Millionen aus dem vergänglichen irdischen in das ewige Leben. Berechne dir es selbst; gegen 1000 Millionen Menschen trägt die Erde, von denen im Durchschnitt jeder 33 Jahre alt wird. —

Mache dich bereit! Leicht könntest auch du unter den 3600 in dieser Stunde sterbenden Menschen sein.

37. Die Auferstehung.

Aufersteh'n, ja, aufersteh'n wirst du, mein Staub, nach kurzer Ruh! Unsterblich's Leben wird, der dich schuf, dir geben. Halleluja!

Wieder aufzublüh'n, werd' ich gesä't. Der Herr der Ernte geht und sammelt Garben uns ein, die mit ihm starben. Halleluja!

Tag des Danks, der Freudenthränen Tag, du meines Gottes Tag! wann ich im Grabe genug geschlummert habe, erweckst du mich.

Wie den Träumenden wird's dann uns sein. Mit Jesu geh'n wir ein zu seinen Freuden. Der müden Pilger Leiden sind dann nicht mehr.

Ach, in's Allerheiligste führt mich mein Mittler dann, lebt' ich im Heiligthume zu seines Namens Ruhme. Halleluja!

b) Die Seele des Menschen.

38. Die Hauptvermögen der Seele.

Der Körper des Menschen ist von einem Wesen belebt, welches wir nicht mit den Sinnen wahrnehmen, sondern bloss aus seinen Wirkungen erkennen können. Wir nennen es die S e e l e des Menschen.

Man kann zwar auch dem Thiere eine Seele nicht absprechen; aber bei der näheren Betrachtung der menschlichen Seele und bei einer genaueren Zergliederung ihrer verschiedenen Kräfte ergibt sich gar bald, dass die Thierseele tief unter der Menschenseele steht. Alle inneren

Thätigkeiten der menschlichen Seele, so mannigfach diese auch sind, lassen sich auf drei zurückführen, welche wir mit den Namen Vorstellen oder Erkennen, Fühlen und Begehren oder Wollen belegen. Wir bemerken daher an der menschlichen Seele drei Hauptkräfte oder Hauptvermögen, nämlich: das Vorstellungs- oder Erkenntnissvermögen, das Gefühlsvermögen und das Begehrungs- oder Willensvermögen.

39. Das Vorstellungs- oder Erkenntnißvermögen.

Wer eine Vorstellung von sich selbst, von seinem Zustande und von den Eindrücken hat, welche auf ihn gemacht werden, der hat Bewußtsein. Wir Menschen wissen, daß wir selbst da sind, und daß wir es sind, die sich Etwas vorstellen; wir haben daher Bewußtsein. Wir können auch die Vorstellungen, welche wir durch die Sinne oder durch den Verstand aufgefaßt haben, behalten, in uns aufbewahren und uns derselben wieder bewußt werden, und dieses Vermögen nennen wir Gedächtniß. Ebenso können wir uns die Bilder der Gegenstände ganz so wieder vorführen, wie wir sie einst mit den Sinnen angeschaut haben, und diese Kraft der Seele heißt die Einbildungskraft. — Der Mensch bleibt aber nicht bloß bei solchen Vorstellungen stehen, die er durch die Sinne erhalten hat, sondern er bildet durch innere geistige Thätigkeit daraus höhere und allgemeinere Vorstellungen, und diese Thätigkeit nennen wir Denken. Daher wird das höhere Erkenntnißvermögen auch Denkvermögen genannt. Denken heißt aber: Begriffe, Urtheile und Schlüsse bilden. Noch mehr! Der menschliche Geist kann sich auch durch fortschreitende Erkenntniß bis zu Gott erheben und von ihm Etwas vernehmen; er hat Vernunft. Dieselbe kann sich zwar schon einigermaßen durch aufmerksame Betrachtung der Werke Gottes in der Natur bis zu Gott erheben; auf die vollkommenste Weise gelangt sie aber zur Erkenntniß Gottes und seines Willens durch sein geoffenbartes Wort. — Wenn unsere Vernunft unsere Gedanken, Worte und Werke mit dem Gesetze Gottes vergleicht, so wird sie auch Gewissen genannt. Können wir bei Vergleichung unserer Gedanken, Worte und Werke im Vertrauen auf die Gnade Gottes mit uns zufrieden sein, dann haben wir ein gutes, müssen wir aber mit uns unzufrieden sein und Strafe fürchten, dann haben wir ein böses Gewissen.

40. Weise Antworten eines Hirtenknaben.

Es war einmal ein Hirtenbübchen, das war wegen seiner weisen Antworten, die es auf alle Fragen gab, weit und breit berühmt. Der König des Landes hörte auch davon, glaubte es nicht und ließ das Büblein kommen. Da sprach er zu ihm: „Kannst du mir auf drei Fragen, die ich dir vorlegen will, Antwort geben, so will ich dich ansehen, wie mein eigen Kind, und du sollst bei mir in meinem königlichen Schlosse wohnen." Sprach das Büblein: „Wie lauten die drei Fragen?" Der König sagte: „Die erste lautet: Wie viel Tropfen Wasser sind in dem Weltmeer?" Das Hirtenbüblein antwortete: „Herr König, laßt alle Flüsse auf der Erde verstopfen, damit kein Tröpflein mehr daraus in's Meer läuft, das ich nicht erst gezählt habe, so will ich Euch sagen, wie viel Tropfen im Meer sind." Sprach der König: „Die andere Frage lautet: Wie viel Sterne stehen am Himmel?" Das Hirtenbüblein sagte: „Gebt mir einen großen Bogen weiß Papier!" und dann machte es mit der Feder so viel feine Punkte darauf, daß sie kaum zu sehen und fast gar nicht zu zählen waren, und einem die Augen übergingen, wenn man darauf blickte. Darnach sprach es: „So viel Sterne stehen am Himmel, als hier Punkte auf dem Papier; zählt sie nur!" Aber Niemand war dazu im Stande. Sprach der König: „Die dritte Frage lautet: Wie viel Sekunden hat die Ewigkeit?" Da sagte das Hirtenbüblein: „In Hinterpommern liegt ein Demantberg, der hat eine Stunde in der Höhe, eine Stunde in der Breite und eine Stunde in der Tiefe; dahin kommt alle hundert Jahre ein Vögelein und wetzt sein Schnäblein daran, und wenn der ganze Berg abgewetzt ist, dann ist die erste Sekunde der Ewigkeit vorbei." Sprach der König: „Du hast die drei Fragen gelöst, wie ein Weiser, und sollst fortan in meinem königlichen Schlosse wohnen, und ich will dich ansehen wie mein eigenes Kind."

41. Scharfsinn eines Indianers.

Ein Indianer, der eines Tags zu seinem Stamme zurückkehrte, bemerkte, daß sein Wildpret, welches er zum Dörren aufgehängt hatte, gestohlen war. Er stellte seine Nachforschungen nach den Spuren des Diebes an und machte sich auf den Weg, denselben durch die Wälder zu verfolgen. Im Walde begegneten

ihm einige Personen, welche er fragte, ob sie nicht einen kleinen alten weißen Mann mit einer kurzen Flinte gesehen hätten, der einen kleinen Hund mit einem Stumpfschwanz bei sich gehabt? Sie antworteten: „Ja!“ und der Indianer versicherte sie, daß dieser Mann ihm sein Wildpret gestohlen habe. Nun wollten sie gern wissen, wie er denn eine so genaue Beschreibung von einer Person, die er nie gesehen, geben könne. Der Indianer erwiederte: „Ich weiß, daß der Dieb ein kleiner Mann ist; denn er mußte einige Steine zusammentragen und sich darauf stellen, um das Wildpret, das ich vom Boden aus aufgehängt hatte, herablangen zu können. Daß er ein alter Mann sei, sah ich an seinen kurzen Schritten, deren Spur ich auf dem welken Laub in den Wäldern verfolgte; und daß er ein weißer Mann sei, weiß ich daher, weil er seine Zehen auswärts kehrt, wenn er geht, was ein Indianer nie thut. Seine Flinte muß kurz sein; das habe ich an dem Baume gesehen, an welchem er sie angelehnt und wo die Mündung die Rinde aufgerissen hatte. Daß sein Hund klein sei, sehe ich an seiner Spur, und daß er einen Stumpfschwanz habe, entdeckte ich an dem Abdruck, den er im Sande zurückließ, auf welchem er saß, so lange sein Herr das Wildpret herunterholte.“

42. Unverstand.

Ein Mütterchen, das auf dem krummen Rücken
Mit einem Korb beladen, keucht',
Sah einem Fuhrmann nach mit sehnsuchtsvollen Blicken.
Sie hätt' ihn nimmermehr erreicht,
Hielt er nicht selber an.
„Ach!“ sprach sie, „lieber, guter Mann!
Nähm' er mich wohl auf seinen Wagen?
Er sieht's, wie schwer ich muss mich plagen.
Ich wollte gern erkenntlich sein;
Allein ich habe nichts!“ — „Kommt,“ fiel der Fuhrmann ein,
„Kommt, steigt herauf; doch macht geschwind,
Es bläst mir der fatale Wind
Heut' gar zu sehr; d'rum lasst uns eilen
Und auf der Strasse nicht verweilen!“
Sie steigt mit ihrer Last hinauf
Und stehet fest und hält sich an,
Und danket froh dem guten Mann.
So geht es fort in raschem Lauf,

Um schnell die Heimath zu erreichen,
Weil schnell die Sonne niedersinkt
Und hie und da ein Sternchen blinkt.
„Was wollt Jhr länger unter'm Korbe keuchen?"
Fängt jetzt der Fuhrmann an, „so nehmt ihn lieber doch
Vom Rücken ab und setzt ihn neben Euch."
„Ach, Er verdient das Himmelreich!"
Erwiedert sie. „So will Er wirklich doch,
Um mir die Mühe zu ersparen,
Auch meinen Korb nach Hause fahren?"

43. Klugheit eines Schäferjungen.

Im siebenjährigen Kriege raubte ein russischer Soldat einem Schäferjungen einen Hammel von der Weide. Der Knabe fiel dem Soldaten zu Füßen und bat ihn, er möchte ihm seinen Hammel lassen. Umsonst, so sehr der Knabe sich flehend an ihn drängte, der Soldat schleppte den Hammel fort. Der Knabe ging zu dem Obersten des Regiments. „Kannst du mir den Dieb angeben, so soll er seinen Lohn haben," sagte der Oberst. „Wenn ich ihn sehe, kenne ich ihn gewiß wieder," antwortete der Knabe. „Gut, diesen Mittag versammelt sich das ganze Regiment; dann komme und zeige mir den Dieb." Als nun die Soldaten alle in Reihe und Glied standen, kam der Schäferjunge, lief hinter den Soldaten hinunter und rief auf einmal: „Hier hab' ich den Dieb!" Er zeigte aber auf den Rücken des Soldaten. „Was," sagte der Oberst, „wie kannst du den Dieb auf dem Rücken erkennen; da sehen sie Alle überein aus!" und lachte. Aber der Schäferjunge sprach: „Sieht der Herr Oberst hier den rothen Strich? Der ist von meinem Röthel, womit ich sonst die Schafe zeichne. Als der Soldat sich durch mein Flehen nicht rühren ließ, klammerte ich mich an ihn und machte dabei den Röthelstrich an seine Degenkoppel." Der Oberst wunderte sich über den Einfall des Knaben und beschenkte ihn, daß er sein Schaf vergaß; dem Soldaten aber gab er seinen Lohn, wie ihn ein Dieb verdient.

44. Die überwundene Versuchung.

(Hans und Fritz gehen über Feld).

Hans (steht plötzlich still, bückt sich und hebt Etwas von der Erde auf). Ei, sieh' doch, Fritz, was ich da finde! Das Ding ist ordentlich schwer.

Fritz (hinsehend). Das ist ein Päckchen Geld; sieh, hier steht es geschrieben: „Enthaltend 50 Thaler."

Hans (hüpfend). O, welch ein Glück! Das macht für Jeden von uns fünfundzwanzig Thaler. Laß uns gleich theilen! (Will ihm das Päckchen aus der Hand nehmen.)

Fritz. Du thust ja, Hans, als ob das Geld uns gehöre!

Hans (ihn verwundernd ansehend). Uns gehöre? Wem gehört es sonst?

Fritz. Dem, der es verloren hat.

Hans. Ja, wer weiß, wo der ist!

Fritz. Wir müssen ihn aufzufinden suchen.

Hans. Wie machen wir denn das?

Fritz. Weißt du nicht mehr, was neulich der Lehrer sagte? — Wir tragen das Geld auf's Amt. Es wird dann allenthalben bekannt gemacht, daß Geld gefunden worden sei, und wer dann beweisen kann, daß er es verloren, der erhält es wieder.

Hans. Und wenn sich Keiner meldet?

Fritz. Dann erst dürfen wir es behalten.

Hans. Hör', Fritz, ich wollte, es meldete sich Niemand!

Fritz. Das ist nicht wahrscheinlich; eher glaube ich, daß die Nachfrage nach dem Verlorenen unserer Anzeige zuvorkommen wird.

Hans. Aber könnten wir nicht —

Fritz. Nun, was denn?

Hans. — stillschweigen und thun, als ob wir nichts gefunden hätten? Denn Keiner hat uns doch —

Fritz (ihn unterbrechend). Wir sollten also Diebe werden, meinst du; denn das würden wir, wenn wir wissentlich und absichtlich fremdes Eigenthum behielten. Nein, Hans, wenn du ein so schlechter Junge bist, so mag ich nichts mehr mit dir zu thun haben!

Hans (erschrocken). Diebe? nein! wenn du das meinst — — aber es ist doch verdrießlich — ich hatte mich schon so gefreut.

Fritz. Wir wollen uns darüber freuen, daß der Reisende sein Geld wieder erhalten wird. Vielleicht war es ein armer Bote, der jetzt in der größten Angst ist und sich nur damit tröstet, daß ein ehrlicher Finder es gefunden.

Hans. Es ist wahr, Fritz! Meine Gedanken waren auf einem

bösen Wege — es soll künftig nicht wieder so kommen. (Reicht ihm die Hand.)

Fritz. „Ehrlich währt am längsten," sagte der Lehrer immer, und mein Herz sagt mir, daß er Recht hat.

45. Es ist ein Gott.

Es ist ein Gott! — In Berg und Thal
Erkenn' ich seines Daseins Spuren.
Der Morgensonne erster Strahl
Auf thaubenetzten Frühlingsfluren,
Der Blumen königliche Pracht,
Der Sterne Glanz in stiller Nacht,
Die Frucht, die sich am Baume röthet,
Der Vogel, der im Strauche flötet,
Der Wurm, der sich des Daseins freut,
Verkündet seine Herrlichkeit.

Heil mir! Er ist von mir nicht fern,
Er sieht auf alle meine Wege;
In reinen Herzen wohnt er gern,
Sie sind sein Bild und sein Gepräge.
O, möcht' ich fleckenlos und rein,
Ihm ähnlich und vollkommen sein!
Wie heiter flössen meine Tage
Selbst bei des Lebens Leid und Plage
Dahin! O, welche Seligkeit
Wär' meinem Geiste dann bereit't!

46. Gott, der Schöpfer und Erhalter.

Vater und Kind.

Kind. Die tausend Lichter am Himmel, die nimmer ich zählen kann, wer hält sie in seinen Händen, o Vater, wer zündet sie an?

Vater. Die lieben lichten Sterne, die aufglüh'n in der Nacht, die hat zu seiner Ehre der Herr hervorgebracht. Das sind viel tausend Welten, geschaffen durch sein Wort; er zeigte jeder und jeder den Weg und ihren Ort. Er hält sie in seiner Rechten, dass keine wanken kann, und nimmt sich jeder mit Liebe und mit Erbarmen an.

Kind. Und die viel tausend Blumen im Garten und auf den Au'n, an deren Pracht mein Auge sich nim-

mer satt kann schau'n: Wer gab ihnen die bunten Kleider, und wer den Blättern ihr Grün? Wer lässt nach dem kalten Winter in jedem Frühling sie blüh'n?

Vater. Die vielen tausend Blumen in ihrer Wunderpracht die hat die grosse Güte des Herrn hervorgebracht; und wenn sich schmückt nach dem Winter die Erde nah und fern, so preisen die tausend Blumen durch Glanz und Duft den Herrn.

Kind. Und den viel tausend Sängern im Wald und auf dem Feld — wer gibt ihnen reichlich Speise, die ihnen wohlgefällt?

Vater. Der Herr, der sie erschaffen, hat ihnen den Tisch gedeckt; da findet jeder sein Körnlein, sobald der Morgen ihn weckt.

Kind. O Vater, wie ist so freundlich der Gott, der Alles gemacht! Gewiss hat er auch der Menschen voll Lieb' und Güte gedacht?

Vater. Wir haben alle Gaben nur aus der Hand des Herrn, der ist der rechte Vater — gehorch' und dien' ihm gern!

47. Das Brod.

Vater. Schmeckt dir dein Brod, mein Kind?

Kind. Ja, lieber Vater, wie du siehst!

Vater. Weißt du aber auch, woher es kommt?

Kind. Die Mutter hat es mir gegeben.

Vater. Und woher hat denn die Mutter das Brod genommen?

Kind. Von dem Bäcker; ich habe es selbst geholt.

Vater. Woraus hat denn der Bäcker das Brod gemacht?

Kind. Aus Teig; ich habe ihm zugesehen, wie er ihn verarbeitet hat.

Vater. Hast du den Bäcker gefragt, woraus er den Teig machte?

Kind. Nein! denn ich habe selbst gesehen, daß er Mehl und Wasser mit einander vermischte und daraus den Teig machte.

Vater. Gut, mein Kind, daß du auf dies Acht gabst; ... mir doch, woher der Bäcker das Mehl bekommt!

Kind. Von dem Müller. In der Mühle werden die Fruchtkörner zu Mehl gemahlen.

Vater. Woher kommen denn die Früchte?

Kind. Die wachsen aus der Erde.

Vater. Wachsen sie von selbst aus der Erde, ohne daß der Mensch Etwas dabei thut?

Kind. Nein! Die Erde muß gepflügt und geeggt und der Same zur künftigen Frucht gesäet werden, und alsdann kommt die Frucht hervor.

Vater. Gehört sonst nichts zu dem Wachsthum der Früchte, als Pflügen, Eggen und Säen?

Kind. Ja, gute Witterung!

Vater. Es würde also wohl am besten sein, wenn die Sonne immer schiene?

Kind. Nein, die Erde hat auch Feuchtigkeit nöthig!

Vater. Wodurch bekommt denn die Erde Feuchtigkeit?

Kind. Durch Regen und Thau.

Vater. Gut! Der Landmann muß also regnen und Thau fallen lassen?

Kind. Kein Mensch kann machen, daß die Sonne scheint und daß es regnet.

Vater. Wer macht denn, daß zu rechter Zeit die Sonne scheint und zu rechter Zeit Regen und Thau fällt?

Kind. Niemand, als Gott.

Vater. Recht, mein Kind! Könnten aber die Früchte ohne Sonnenschein, Regen und Thau gar nicht wachsen?

Kind. Nein! die Hitze der Sonne bringt die Früchte zur Reife; der Regen und Thau erfrischen das Erdreich und geben ihm Nahrung. Wenn immer die Sonne scheinen würde, so würden die Pflanzen verdorren, weil sie keine Nahrungssäfte hätten; wenn es immer regnen würde, so würden sie verfaulen.

Vater. Recht, mein Kind! Du siehst also, daß Gott es ist, dem wir unsere Nahrung zu verdanken haben. Pflügen, Graben und Säen des Landmannes wären vergeblich, wenn Gott nicht zu rechter Zeit erquickenden Regen vom Himmel niederträufeln und seine Sonne scheinen ließe. Verehre also diesen gütigen Gott als deinen größten Wohlthäter, und liebe ihn von ganzem Herzen und von ganzer Seele!

48. Gott als Erhalter.

Wer kleidet im Frühling dich, Apfelbaum?
Mein Schöpfer dort oben im Himmelsraum.
Wer gibt dir, Würmlein, dein täglich Brod?
Mein Kind, das gibt mir der liebe Gott.
Wer zog dir, Schäfchen, den Pelzrock an?
Das hat der Vater im Himmel gethan.
Wer lehrte dich, Vöglein, ein Nestchen bau'n?
Der liebe Gott, den Alle schau'n.
Wer zeigte dir, Mäuslein, dein Bett in der Erd'?
Der gütige Vater hat mir's beschert.
Wer rollt euch, ihr Sterne, täglich fort?
Das thut der Allmächtige durch sein Wort.
O Herr, wie groß und weit ist die Welt,
Du bist's, der Alles darin erhält!

49. Die fromme Schwester.

Jakob und Anna waren einmal allein zu Hause. Da sagte Jakob zu Anna: „Komm, wir wollen uns etwas Gutes zu essen suchen und es uns recht wohl schmecken lassen!"

Anna sprach: „Wenn du mich an einen Ort hinführen kannst, wo es Niemand sieht, so geh' ich mit dir."

„Nun", sagte Jakob, „so komm mit in das Milchkämmerlein; dort wollen wir eine Schüssel voll süßen Rahmes verzehren."

Anna sprach: „Dort sieht es der Nachbar, der auf der Gasse Holz spaltet."

„So komm mit mir in die Küche", sagte Jakob; „in dem Küchenkasten steht ein Topf voll Honig. In diesen wollen wir unser Brod eintunken."

Anna sprach: „Dort kann die Nachbarin herein sehen, die an ihrem Fenster sitzt und spinnt."

„So wollen wir drunten im Keller Aepfel essen", sagte Jakob. „Dort ist es so stockfinster, daß uns gewiß Niemand sieht."

Anna sprach: „O, mein lieber Jakob, meinst du denn wirklich, daß uns dort Niemand sehe? Weißt du nichts von jenem Auge dort oben, das die Mauern durchdringt und in's Dunkle sieht?"

Jakob erschrak und sagte: „Du hast recht, liebe Schwester! Gott sieht uns auch da, wo uns kein Menschenauge sehen kann. Wir wollen daher nirgends Böses thun!"

Anna freute sich, daß Jakob ihre Worte zu Herzen nahm, und schenkte ihm ein schönes Bild; das Auge Gottes, von Strahlen umgeben, war darauf abgebildet, und unten stand geschrieben:

Bedenke, Kind, daß, wo du bist,
Gott überall dein Zeuge ist!

50. Der Allwissende.

Weisst du, wie viel Sterne stehen
An dem blauen Himmelszelt?
Weisst du, wie viel Wolken gehen
Weithin über alle Welt?
Gott, der Herr, hat sie gezählet,
Dass ihm auch nicht Eines fehlet
An der ganzen grossen Zahl.

Weisst du, wie viel Mücklein spielen
In der hellen Sonnengluth?
Wie viel Fischlein auch sich kühlen
In der hellen Wasserfluth?
Gott, der Herr, rief sie mit Namen,
Dass sie all' in's Leben kamen,
Dass sie nun so fröhlich sind.

Weisst du, wie viel Kinder frühe
Steh'n aus ihrem Bettlein auf,
Dass sie ohne Sorg' und Mühe
Fröhlich sind im Tageslauf?
Gott im Himmel hat an allen
Seine Lust, sein Wohlgefallen,
Kennt auch dich und hat dich lieb!

51. Die Eichel und der Kürbis.

Kind, mit Weisheit und Verstand
Ordnete des Schöpfers Hand
Alle Dinge. Sieh umher!
Keines steht von ungefähr,
Wo es steht. Das Firmament,
Wo die große Sonne brennt,
Und der kleinste Sonnenstaub,
Deines Athems leichter Raub,
Trat auf unsers Gottes Wort,
Jegliches an seinen Ort.

Alles ist in seiner Welt
Gut und weise. Dennoch hält
Mancher Thor es nicht dafür,
Ach! — und meistert Gott in ihr.
Solch ein Thor war jener Mann,
Den ich dir nicht nennen kann,
Der, als er an schwachen Ranken
Einen Kürbis hangen sah,
Den verwegenen Gedanken
Hegte: „Nein, solch eine Last,
Hätt' ich an so schwaches Reis
Wahrlich doch nicht aufgehangen!
Mancher Kürbis, gelb und weiß,
Reih' an Reih', in gleichem Raum
Müßte mir gar herrlich prangen
Hoch am starken Eichenbaum.
Also denkend, geht er fort,
Kommt ermüdet an den Ort
Einer Eiche, lagert sich
Längelang in ihren Schatten
Und schläft ein. —
Die Winde hatten
Manche Woche nicht geweht;
Aber als er schläft, entsteht
Ein Gebrause; starke Weste
Schütteln Blätter, Zweig' und Aeste,
Und vom hohen Gipfel fällt
Dem Verbesserer der Welt
Eine Eichel — auf die Nase.
Plötzlich rafft er aus dem Grase
Sich erschrocken auf; die Nase
Blutet, und der kluge Mann
Hebt hierauf zu seufzen an:
„O, wie thöricht war ich nicht,
Daß ich unbedachtsam wollte,
Daß der Eichbaum eine Frucht
Gleich dem Kürbis tragen sollte;
Traf ein Kürbis mein Gesicht,
Ja, dann lebt' ich sicher nicht!
Dumm, sehr dumm hab' ich gedacht;
Gott hat Alles wohl gemacht!"

52. Gott ist gerecht.

Hubert war noch ein kleiner Knabe, als sein guter Vater, der Jäger zu Tannau, tief im Walde von einem unbekannten Wildschützen erschossen wurde. Die Mutter erzog den vaterlosen Knaben so gut sie konnte, und nach zwanzig Jahren erhielt er den väterlichen Dienst.

Eines Tages jagte nun Hubert mit mehreren Jägern und Jagdfreunden in dem Walde. Er schoß nach einem großen Hirsche — fehlte, und in dem Gebüsche rief eine klägliche Stimme: „O Gott, ich bin getroffen!“ Hubert eilte hin, und sieh, ein alter Mann wand sich winselnd und röchelnd in seinem Blute. Die ganze Jagdgesellschaft versammelte sich um den Sterbenden. Hubert aber kniete neben ihn hin, umfing ihn, bat laut jammernd um Vergebung und betheuerte, daß er ihn nicht wahrgenommen habe.

Allein der Sterbende sagte: „Du hast mir nichts abzubitten. Was bisher kein Mensch wußte, will ich jetzt offenbaren. Ich bin — der Mörder deines Vaters. Gerade hier unter dieser alten Eiche tränkte sein Blut weit umher den Boden; und nun mußtest du, der Sohn des Ermordeten, ohne Wissen und Willen an eben der Stelle die Mordthat an mir rächen. Gott ist gerecht!“ seufzte er noch, indem er verschied; und ein Schauder drang allen Umstehenden durch Mark und Bein.

Ihr Menschen, hütet euch vor Sünden;
Gott weiß Verbrecher wohl zu finden!

53. Die drei Räuber.

Drei Räuber mordeten und plünderten einen Kaufmann, der mit einer Menge Geld und Kostbarkeiten durch einen Wald reiste. Sie brachten die geraubten Schätze in ihre Höhle und schickten den Jüngsten aus ihnen in die Stadt, Lebensmittel einzukaufen.

Als er fort war, sprachen die Zwei zu einander: „Was sollen wir diese großen Reichthümer mit diesem Burschen theilen? Wenn er zurückkommt, wollen wir ihn erstechen; so fällt sein Antheil uns zu.“ — Der junge Räuber aber dachte unterwegs: „Wie glücklich wäre ich, wenn alle diese Schätze mein wären! Ich will meine zwei Gefährten vergiften, so bleibt der Reichthum mir allein.“ Er kaufte in der Stadt Lebensmittel ein, that Gift in den Wein und kehrte damit zurück.

Als er in die Höhle trat, sprangen die Beiden auf ihn zu und stießen ihm ihre Dolche in das Herz, daß er todt zu Boden fiel. Hierauf setzten sie sich hin, aßen, tranken den vergifteten Wein und — starben unter den schrecklichsten Schmerzen. Rings von aufgehäuften Schätzen umgeben, fand man sie todt.

Gott läßt die Bösen hier auf Erden
Oft ihre eignen Henker werden.

54. Die schützende Hand Gottes.

Zwei Mädchen von 11 bis 12 Jahren wollten in einem benachbarten Dorfe des Schwarzwaldes an einem Wintertage ihre Verwandtin und Pathe besuchen. Den Spinnrocken in der Hand, gehen sie aus ihrem Dörflein nach dem Walde und Gebirge hinaus, und achten der Schneeflocken nicht sonderlich, die freilich immer dichter und dichter auf sie herabfallen; denn sie sind ja bald halben Weges, und jenseit des Bergrückens und Tannenwaldes, auf den sie losgehen, kann man schon das Dorf, wo die Pathe wohnt, sehen. Aber da sie nun oben auf der Höhe und mitten im Walde sind, wird das Schneegestöber so furchtbar, dass die armen Kinder gar keinen Weg mehr sehen und nicht mehr vor- noch rückwärts können. Da drängen sie sich am Rande eines Hohlweges in eine kleine Höhle hinein, die der Schnee über ein Tannengebüsch hinweg gewölbt hat; vorher aber stecken sie ihre beiden Kunkeln oder Spinnrocken in einander, so dass eine kleine Stange daraus wird, befestigen oben ein rothes Tüchlein daran, und stellen dann dieses Nothzeichen auf das Dach ihres Schneehäusleins oben auf. Da nun die Nacht kommt, und das Schneegestöber immer ärger wird, so dass bald der Eingang zu der Höhle, in der sie sind, zugeschneiet ist, und man durch den Schnee hindurch das Geschrei des Uhus und das Brausen des Sturmes kaum noch hören konnte: mag es den armen Kindern wohl bang genug geworden sein. Sind sie ja doch ohnehin im Schnee bei lebendigem Leibe begraben, ohne Sarg, und ohne dass der Todtengräber eine Schaufel angesetzt. Aber der liebe Gott schützt die Kleinen so vor wilden Thieren und dem tödtlichen Froste, und, eng an einander gedrängt, schlafen sie zuletzt ein.

Ihre Eltern schlafen zu Hause auch ganz ruhig; denn

sie glauben, die Kinder sind bei der Pathe gut aufgehoben. Da sie aber am andern Morgen einen Boten ausschicken, der die Mägdlein holen soll, und dieser sie nicht findet, geht sogleich Alles, was laufen kann, mit Schaufeln in den Wald, um die Kinder zu suchen. Da sieht man denn das Nothzeichen der Kleinen mit dem bekannten rothen Tüchlein noch ein wenig aus dem Schnee hervorstehen, und die Leute denken sich gleich, dass da auch die kleinen Mädchen selber nicht weit davon sein können, und rufen und schreien. Die aber drinnen in ihrer dunkeln Kammer hören das Rufen und antworten darauf, versuchen auch zugleich, sich mit den Händen heraus zu arbeiten. Das wäre aber unmöglich gewesen, wenn nicht die Männer aussen, die den Laut der Kinder gehört hatten, mit Schaufeln den grossen Schneehaufen, der um die Mädchen herlag, hinweggearbeitet hätten; denn der ganze Hohlweg war in der Nacht zugeschneit und zugeweht, und es war nur gut, dass die kleinen Tannenbäumlein das schwere Dach von Schnee noch so getragen hatten, sonst wären die Kinder erstickt.

Wie väterlich weiss Gottes Hand die Kindlein doch zu schützen! O Kinder, preiset seinen theuern Namen und opfert dem Herrn Dank!

55. Der Herr behütet dich, und der dich behütet, schläft nicht.

Drei Knaben, von denen der eine zehn, der andere elf und der dritte zwölf Jahre alt war, weideten ihre Geiße hinter den Gärten des Dorfs. Unter einem alten und hohen Kirschbaume, der in der Hecke stand und seine größten Aeste über ein kleines Backhaus ausstreckte, schürten sie ein Feuer an; denn es war ein kalter windiger Herbsttag, und sie wollten sich die Erdäpfel braten, welche sie von daheim mitgenommen hatten. Der älteste von den Dreien zog eine biblische Geschichte aus seiner Seitentasche und las daraus vor, indeß die zwei andern nachschürten und die Kartoffeln in die heiße Asche vergruben, die sich unter dem lustigen Feuer immer mehr häufte. Da kam plötzlich ein gewaltiger Windstoß und warf den Kirschbaum auf die Knaben. Aber so viel Aeste und Zweige auch der alte Baum noch hatte, so blieben die Kinder doch unversehrt von den Fußsohlen an bis auf den Scheitel. Sie erholten sich auch bald von dem gehabten Schrecken

und verzehrten ihr Vesperbrod in der Laube, die ihnen der Sturm gemacht hatte. Ihre Ziegen aber kamen herbei und naschten von den Blättern des Baumes, die noch am jüngsten und frischesten waren.

56. Die wunderbare Mauer.

Die Leute eines einsamen Bauernhofes waren in den schweren Kriegszeiten zu Anfang dieses Jahrhunderts in großen Aengsten. Besonders war eine Nacht für sie gar fürchterlich. Der Feind nahte sich der Gegend; der nächtliche Himmel erschien bald da bald dort von Feuersbrünsten roth, wie Blut. Man hörte furchtbar schießen. Zudem war es Winter und das Wetter sehr kalt und stürmisch. Die guten Leute waren keinen Augenblick sicher, ausgeplündert — und jetzt, zur rauhesten Jahreszeit, von Haus und Hof verjagt zu werden. Großeltern, Eltern und Kinder blieben die ganze Nacht hindurch in der Stube bei einander auf und beteten inständig.

Die fromme Großmutter las im Vertrauen auf Gott aus ihrem alten Gebetbuche ein Gebet vor, in dem die Worte vorkamen: Eine Mauer um uns bau', daß dem Feinde davor grau'.

Einer ihrer Enkel, der andächtig zugehört hatte, meinte jedoch, das Aufführen einer Mauer sei gar zu viel von dem lieben Gott verlangt; um solche unmögliche Dinge solle man nicht beten.

Die Großmutter sprach aber: „Diese Worte sind nicht so buchstäblich zu nehmen. Sie sollen bloß sagen, Gott wolle uns vor den Feinden so sicher beschützen, als wäre unser Haus von einer Mauer umgeben. Wenn aber Gott auch wirklich zu unserm Schutze eine Mauer bauen wollte, meinst du denn, daß es ihm unmöglich sei?“

Indeß ging die Nacht vorüber, ohne daß ein feindlicher Soldat sich ihrem Hause näherte. Alle im Hause wunderten sich darüber. Als sie aber sich Morgens vor die Thüre wagten, sieh, da war gegen jene Seite hin, wo die Feinde standen, der Schnee von dem Winde hoch wie eine Mauer aufgethürmt, so daß man gar nicht hindurchkommen konnte.

Alle lobten und priesen Gott. Die Großmutter aber sagte: „Seht, so hat Gott doch eine Mauer aufgeführt, die Feinde von unserer Wohnung abzuhalten. Er ist gnädig und barmherzig und unendlich reich an Mitteln, uns aus jeder Noth zu

erretten. Wir wollen daher nie kleinmüthig und verzagt sein. Ich wenigstens bleibe dabei:

Wer auf den lieben Gott vertraut,
Der hat auf festen Grund gebaut."

57. Gott segnet in allen Weisen.

„Ach, warum ist es doch so brennend heiß?" sagte Anna zu ihrer Mutter und trocknete den Schweiß von der triefenden Stirne und von den glühenden Wangen. (Es war einer der heißesten Erntetage.) „Fast kann ich nicht mehr athmen."

„Warum es so heiß ist, mein Kind, kann ich dir in einigen Wochen besser sagen, als jetzt," sprach die Mutter. „Jetzt will ich dich bloß erinnern, daß es Gott ist, der es so heiß werden läßt, und daß dieser gütige Vater nichts thut oder geschehen läßt, was uns nicht gut wäre." Anna schwieg und glaubte ihrer Mutter, von der sie immer die Wahrheit gehört hatte. Auch bemühte sie sich, die Beschwerden der Hitze, die noch einige Zeit anhielt, mit Geduld zu ertragen.

Der Monat August flog dahin, und mit ihm die Hitze. Die kühlen Lüfte des Herbstwetters und der mildere Sonnenschein lockten Anna täglich in den Garten. Das Obst war nun reif, und man begann auch hier die Ernte. Anna bewunderte die reizende Pracht der Aepfel, Birnen und Pfirsiche, und über die Süßigkeit ihres Geschmacks ging nichts. Der Honig selbst dünkte sie nicht süßer. „Ach Mutter, wie so herrliche Früchte hat uns Gott geschenkt!" rief Anna. „Wie gütig muß er sein! Wie lieb muß er uns haben!"

„Ja, mein Kind; aber da sieh nun einmal, fast hättest du mit ihm gezürnt, als er sie uns geben wollte! Wisse nun, eben die Hitze, die dich fast ungeduldig machte, eben die gab unseren Früchten die reizende Farbe und den herrlichen Geschmack. Gewöhne dich, mein Kind, mit Allem, was Gott thut, zufrieden zu sein; denn immer wirst du, es sei früh oder spät, erfahren, daß er's gut mit uns meinte."

58. Die Wege der göttlichen Vorsehung.

Ich dachte, erzählt uns ein frommer Mann, Hans Sachs, Abends vor dem Entschlafen über die Wege der Vorsehung nach und sah darauf in der Nacht folgenden Traum: Ich hatte mich in einem dunkeln Walde verirrt und fand keinen Ausweg. Ich rief um Hilfe. Da bot sich mir ein Begleiter dar, der sich für einen Engel Gottes

ausgab, gesandt, mir die Wege der Vorsehung zu zeigen. Er brachte mich bald aus dem Walde in ein Wirthshaus, wo der Wirth uns sehr gut aufnahm. Dieser sagte, er habe heute einen frohen Tag. Sein Feind habe sich mit ihm versöhnt und ihm zum Unterpfande der Versöhnung einen silbernen, inwendig vergoldeten Becher geschenkt. Wir gingen fort, und mein Engel stahl ihm den Becher. Ich zürnte; aber er sprach: „Schweige und ehre die Wege der Vorsehung!“ Ich schwieg, und wir kamen an ein Haus, dessen grundböser Wirth uns Alles zu Leide that. Wir machten uns bald fort und beim Abschiede — schenkte der Engel dem schändlichen Manne den herrlichen Becher. Ich tadelte, ich zürnte. Aber er sprach: „Schweige und ehre die Wege der Vorsehung!“ Wir kamen zu einem Wirthe, in dessen Haus Armuth und Noth herrschte. Es war ein guter Mann, aber durch Unfälle um das Seinige gekommen. In acht Tagen sollte ihm das Haus genommen werden. Beim Weggehen — brannte ihm der Engel das Haus über dem Kopfe an. Ich zürnte. Aber der Engel sprach zum dritten Male: „Schweige und ehre die Wege der Vorsehung!“ Endlich kamen wir zu einem Wirthe, der seine Freude an seinem einzigen Sohne, einem aufblühenden Knaben, hatte. Der Engel sagte, er wisse den Weg nicht. Der Wirth gab ihm den Sohn als Wegweiser mit, und der Engel — ersäufte ihn im vorbeifliessenden Strome. „Nein,“ schrie ich, „keinen Schritt mehr mit dir! Ein Teufel magst du sein, aber kein Engel!“ Da umstrahlte ihn himmlischer Glanz, und er rief: „Thoren nur tadeln den Allweisen. Der Becher war vergiftet; darum ward er dem Guten genommen zu seinem Heile, dem Bösen gegeben zu seinem Verderben. Unter der Asche seines Hauses findet der Verunglückte einen Schatz, und der Brand verhilft ihm zu Wohlstand und Segen. Vater und Mutter würde der verzogene Knabe bei längerem Leben gemordet haben. Er musste sterben zum Heile seiner Eltern und der Menschheit. Schweigend, Sterbliche, und anbetend ehret die Wege der Vorsehung!“

59. An Gottes Segen ist Alles gelegen.

Es herrschte eine anhaltende Trockenheit im Lande, und die drückende Hitze lastete schwer auf den Arbeitern des Feldes

und auf dem ermatteten Wandersmanne. Der Himmel schien wie verschlossen; denn mehrere Wochen hatte es nicht mehr geregnet, und am Morgen war auf den Blüthen und Blättern kein Thautröpfchen zu sehen. Die ausgetrocknete Erde hatte sich in weite Klüfte gespaltet und lechzte nach Regen, und das Fruchtfeld schien zu verschmachten.

Da gingen die Kinder des wackern Pflegers von Buchheim jeden Abend hinaus in ihr Gärtchen, wo sie mit eigener Hand die schönsten Blumen zogen, und jedes trug eine kleine Gießkanne, mit Wasser gefüllt, am Arme, und sie begoßen die Blumen mit emsigem Fleiße. Aber leider! es wollte nicht helfen; denn schnell hatten die brennenden Sonnenstrahlen die wenigen Säfte wieder aus den begossenen Beeten gesogen, und so hingen die Blätter matt und verwelkt herunter, und die Blumen schienen zu sterben, und die Kinder sahen traurig zu den erblassenden Pflänzchen hernieder.

Aber in einer Nacht fiel ergiebiger Regen, welcher das schmachtende Erdreich tränkte und die Fluren und die Gartengewächse erfrischte. Jetzt fanden die Kinder ihre Beetchen in neuer Schönheit; denn die halb erstorbenen Blümchen waren erstanden und streueten wieder erquickenden Duft um sich her. Da hüpften die Kinder lustig im Garten und freueten sich der lieblichen neuen Gestalten.

„Sieh nur, Vater," sprach Eduard, der ältere Sohn, „wir haben die Blumenpflänzchen so oft und so emsig begossen, und dennoch wären sie verdorben ohne den wohlthätigen Regen!" „Ja wohl," antwortete der Vater; „denn es begießt der Gärtner umsonst, wenn Gott nicht das Gedeihen gibt! Und wie es bei dem Erziehen der Blumen ergeht, also wird es auch ergehen bei jeglichem Werk, das ihr beginnet. Wenn nicht all' euer Thun und Lassen der Segen von oben begleitet, so werdet ihr mit aller Anstrengung und Kunst dennoch nichts zu Stande bringen; denn ohne Hilfe des göttlichen Segens ist jegliche Mühe vergebens, und wo der Herr nicht das Haus bauet, so arbeiten umsonst, die daran bauen."

„Und wo der Herr nicht die Stadt behütet, so wachet der Wächter umsonst," setzte die Mutter hinzu.

„Darum, liebe Kinder," so endigte jetzt der Vater, „lasset es euch für euer ganzes Leben gesagt sein: Thut nur immer mit Treue, was eure Kräfte vermögen, und dann flehet

um den Segen Gottes! Dieser wird reichlich hinzuthun, was eurer Schwäche gebricht."

60. Der Heiland.

Immer muß ich wieder lesen
In dem alten heil'gen Buch,
Wie sein Herz so sanft gewesen,
Ohne List und ohne Trug.
Wie er hieß die Kindlein kommen,
Wie er hold sie angeblickt
Und sie auf den Arm genommen
Und sie an sein Herz gedrückt,
Wie er Hilfe und Erbarmen
Allen Kranken gern erwies,
Und die Blöden und die Armen
Seine lieben Brüder hieß.
Wie er keinem Sünder wehrte,
Der bekümmert zu ihm kam;
Wie er freundlich ihn begehrte,
Ihm den Tod vom Herzen nahm.
Immer muß ich wieder lesen,
Les' und freue mich nicht satt,
Wie er ist so treu gewesen,
Wie er uns geliebet hat.

61. Des Kindes Engel.

Es geht durch alle Lande
Ein Engel still umher;
Kein Auge kann ihn sehen;
Doch Alle siehet er.
Der Himmel ist sein Vaterland;
Vom lieben Gott ist er gesandt.

Er geht von Haus zu Hause,
Und wo ein gutes Kind
Bei Vater oder Mutter
Im Kämmerlein sich find't,
Da wohnt er gern und bleibet da
Und ist dem Kindlein immer nah.

Er spielet mit dem Kinde
So traulich und so fein;

Er hilft ihm fleißig lernen
Und stets gehorsam sein.
Das Kind befolgt's mit frohem Muth,
D'rum bleibt es auch so lieb und gut.

Und geht das Kind zur Ruhe,
Der Engel weichet nicht;
Er hütet treu sein Bettchen
Bis an das Morgenlicht.
Er weckt es auf mit stillem Kuß
Zur Arbeit und zum Frohgenuß.

O holder Engel, führe
Auch mich den Kindern zu,
Die du so gern begleitest
Zu Arbeit, Spiel und Ruh'!
Bei solchen Kindern, lieb und fein,
Da mag auch ich so gerne sein.

62. Das Gefühlsvermögen.

Die Vorstellungen von den Dingen und die äusseren Eindrücke auf uns versetzen uns entweder in einen angenehmen oder unangenehmen Gemüthszustand. Unsere Seele empfindet darnach entweder Lust oder Unlust und hat daher Gefühlsvermögen. Dasselbe ist ein niederes, sofern wir sinnliche Gefühle, und ein höheres, sofern wir geistige Gefühle haben können. Wenn die Gefühle nämlich auf meine Sinne einen Eindruck machen, wie z. B. Hunger, Durst, Gesundheitsgefühl u. s. w., so sind es sinnliche; wenn sie aber auf die höheren Kräfte des Geistes einen Eindruck machen, wie z. B. Hochachtung, Liebe, Freude über das Wachsthum an Erkenntniss, so sind es geistige Gefühle.

Das höhere Gefühlvermögen nennt man auch Empfindungsvermögen. Wer bloss thierische Gefühle hat, d. h. wer bloss durch das gerührt wird, was dem Körper wohl oder wehe thut, dem fehlen ja die geistigen Gefühle, und wir nennen ihn desshalb dann gefühllos. Nichts ist aber bedauernswürdiger, als ein solcher gefühlloser Mensch; denn er ist unempfänglich für jede edle Freude des Lebens und ist aller Laster und Verbrechen fähig. Wir wollen uns daher angewöhnen, unser Gefühl für alles

Wahre, Rechte, Gute und Schöne immer zart und regsam zu erhalten, und wollen uns daher vor Allem hüten, was dasselbe abstumpfen kann.

Die Gefühle für Wahrheit, Schönheit und für das sittlich Gute sind die edelsten geistigen Gefühle. Der Mensch aber, welcher wahres Gefühl hiefür hat, kann sich bei dem Mangelhaften, das er auf Erden findet, nicht beruhigen; er sucht die Urquelle und das Urbild alles Wahren, Schönen und Guten, und dieses findet er allein in Gott. Daraus bildet sich das religiöse Gefühl oder das Gefühl der Liebe, Dankbarkeit, Verehrung nnd des Vertrauens zu Gott, und dieses ist unter allen Gefühlen das reinste, heiligste und umfassendste und bildet gleichsam den Gipfel des Gefühlsvermögens.

63. Mitleid.

In meinem Stübchen ist's bequem,
Ist's lieblich, hübsch und angenehm;
Doch manche Mutter, Gott erbarm'!
Nimmt's Kindlein nackend auf den Arm.

Sie hat kein Hemd, hört's kläglich schrei'n
Und wickelt's in die Schürze ein.
Sie hat kein Holz, sie hat kein Brod,
Und klagt dem lieben Gott die Noth.

Friert's noch so stark, das Mutterherz
Thaut doch die Thränen auf im Schmerz.
Der Winter ist ein rauher Mann;
Wer nimmt sich doch der Armen an?

Geh' hin und bring' der armen Seel'
Ein weißes Hemd, ein Säcklein Mehl,
Ein Bündchen Holz und sag' ihr dann,
Daß sie auch zu uns kommen kann,
Um Brod zu holen immer frisch;
Und dann deck' auch für uns den Tisch!

64. Der Bettler.

Habt Erbarmen! habt Erbarmen!
Seht mein Elend, meine Noth!
Gebt mitleidig doch mir Armen
Einen Pfennig oder Brod!
Schon zwei Tage kam kein Bissen
Speise, ach! in meinen Mund;
Steine waren meine Kissen

Und mein Bett der Wiese Grund.
O, wie reich war ich als Knabe,
Von den Eltern hochgeliebt!
Aber, wehe mir! ich habe
Sie bis in den Tod betrübt!
Ich verschmähte ihre Lehren,
Achtete nicht ihre Gunst,
Wollte nichts von Weisheit hören,
Nichts von Wissenschaft und Kunst.
Locker waren meine Sitten;
Leer blieb immer Kopf und Herz;
Fruchtlos war der Eltern Bitten;
Taub war ich für ihren Schmerz.
Und sie starben. Statt zu sparen,
Lebt' ich hin in Saus und Braus,
Und im dritten Sommer waren
Schon verschwunden Hof und Haus.
Und wie Kain mußt' ich fliehen;
Ohne Ruh' irrt' ich umher.
Von der Menschheit ausgespieen
Bin ich! O, wer gleicht mir? Wer?
Ach! mein Loos ist nun — zu darben.
Traute Kinder, seht mich an!
Jammer, Elend sind die Garben,
Die die Thorheit ernten kann.

65. Die Sparpfennige.

Otto und Hermine erhielten von ihrer Mutter jeden Tag drei Pfennige, für die sie sich Frühstück kaufen sollten. Da sie aber Beide sparsame Kinder waren, hoben sie sich öfters ihr Geld auf, bis sie einige Groschen gesammelt hatten. Dann kauften sie sich Etwas dafür, bald ein Schreibbuch, bald Federn, bald Spielzeug.

Eines Tages war ihre Sparkasse recht gefüllt. „Ich habe vier Groschen gesammelt," sagte Otto, „und ich fünf," sprach Hermine. „Was wollen wir uns dafür kaufen?"

Sie überlegten sich die Sache, konnten aber nicht einig werden. Endlich beschloß Hermine, die ein kleines Leckermaul war, sich Bonbons zu kaufen, und Otto wollte sich ein neues Pferd kaufen; denn das alte hatte den Schwanz und ein Bein verloren. Sie machten sich auf den Weg.

Als sie auf den Markt kamen, saß an der Ecke der Straße ein armer, alter, blinder Mann. Sein Haar war schneeweiß, und seine Kleider waren zerrissen. Mit bewegter Stimme sagte er: „Ach, geben Sie mir einen Pfennig; ich habe den ganzen Tag noch nichts gegessen, und mich hungert so sehr! Ich bin blind und kann nichts mehr verdienen; erbarmen Sie sich meiner!"

Otto und Hermine hörten die Worte des Alten und wurden von Mitleid bewegt. Sie blickten sich an und fragten: „Wollen wir? Ja, wir wollen!" riefen sie Beide, liefen

zu dem alten armen Manne hin und gaben ihm ihr ganzes Geld. Ach, wie freute sich der blinde Greis! „Ich danke euch, liebe gute Kinder!" sagte er. „Der liebe Gott wird euch dafür belohnen, daß ihr mir diese Wohlthat erwiesen habt. Tausend, tausend Dank! Jetzt kann ich mir Brod kaufen und brauche nicht mehr zu hungern."

Er streichelte den guten Kindern die Wangen, und sie sprangen vergnügt fort. Wenn Hermine an die Bonbons dachte, die sie sich hatte holen wollen, sagte sie: „Ach was, jetzt hätte ich sie auch verzehrt und wäre nicht so vergnügt, und der arme alte Greis hungerte vielleicht noch!" — Wenn Otto sein Pferd ohne Schwanz und Bein betrachtete, sagte er: „Du bist immer noch gut genug zum Spielen; ich brauche kein neues!" und hatte das alte Pferd lieber als jemals. Warum wohl? — Es erinnerte ihn an eine gute That.

66. Der Mohr.

Ein alter Mohr kam am späten Abend vor das Haus eines Kaufmannes und sagte mit flehender Stimme: „Der Herr, dem ich zwanzig Jahre treulich gedient habe, hat mich fortgeschickt, weil ich alt bin und nicht mehr arbeiten kann. Nun muss ich ohne Obdach umherirren und mein Stücklein Brod vor den Thüren gutherziger Menschen betteln. Erbarmt euch doch meiner; gebt mir einen Bissen Brod und behaltet mich über Nacht!"

Der Kaufmann, seine Frau und seine Kinder hatten mit dem armen schwarzen Manne grosses Mitleid. Das kleine Lottchen sagte jedoch: „Wenn er nur nicht so schwarz aussähe! Ich fürchte mich fast vor ihm. Auch darf man ihm kein Bett geben; er würde es russig machen." Lottchens Geschwister lachten. Der Vater aber belehrte das Kind und rief den Mohren herein, liess ihm zu essen geben und ihm eine Schlafkammer anweisen.

Um Mitternacht ward der Mohr von einem leisen Geräusche aufgeweckt, und siehe — zwei Räuber stiegen zum Kammerfenster herein, und ihre Schwerter blinkten im Mondlichte. Der Mohr sprang auf und schrie mit fürchterlicher Stimme: „Was wollt ihr?" Die Räuber erschracken über die schwarze Gestalt, glaubten ein Gespenst zu sehen und sprangen eilends zum Fenster hinaus. Sie beschädigten sich aber auf dem Steinpflaster so arg, dass

sie nicht weiter konnten, eingefangen und für ihre bösen Thaten bestraft wurden.

Zu dem Mohren aber sprach der Kaufmann: „Du sollst nun für immer in meinem Hause bleiben und deine alten Tage bei uns in Ruhe zubringen. Denn für die kleine Wohlthat, die wir dir erwiesen, hast du uns eine sehr grosse erzeigt. Ja, Gott hat unsere Gastfreundlichkeit gegen dich reichlich belohnt und dich, du guter Mann, zu unserem Schutzengel ausersehen, uns und unsere Habe gegen Mord und Raub zu beschützen."

Wer Dürftigen mit Freundlichkeit begegnet,
Der wird vom Höchsten wiederum gesegnet.

67. Der Mantel.

Einige Soldaten kamen zur Zeit des Krieges in ein Dorf und verlangten einen Wegweiser. Ein armer Taglöhner sollte mit ihnen gehen. Es war sehr kalt und schneiete und wehete entsetzlich. Er bat die Bauern flehentlich, ihm einen Mantel zu leihen; allein sie gaben ihm kein Gehör. Nur ein fremder alter Mann, der durch den Krieg aus seiner Heimath vertrieben worden war und in dem Dorfe sich kümmerlich als Schmiedsknecht nährte, erbarmte sich des Tagwerkers und gab ihm seinen alten Mantel.

Die Soldaten zogen fort, und sieh! am späten Abend kam ein junger schöner Offizier in prächtiger Uniform und mit einem Ordenskreuze an der Brust in das Dorf geritten und ließ sich zu dem alten Manne führen, der dem Wegweiser den Mantel geliehen hatte. Der gutherzige Greis that, als er den Offizier erblickte, einen lauten Schrei. „O Gott, das ist ja mein Sohn Rudolf!" rief er, eilte auf ihn zu und umfaßte ihn mit beiden Armen.

Rudolf hatte vor mehreren Jahren Soldat werden müssen und war wegen seiner vorzüglichen Geistesgaben, wegen seiner Rechtschaffenheit und Tapferkeit Offizier geworden. Er hörte nichts mehr von seinem Vater, der vormals in einem angesehenen Marktflecken Schmiedmeister gewesen war. Allein der Sohn hatte den alten Mantel erkannt und aus der Erzählung des Wegweisers sich überzeugt, daß sein Vater nunmehr in diesem Dorfe sich aufhalte.

Vater und Sohn weinten vor Freude, und alle Leute, die umher standen, weinten mit. Rudolf blieb die ganze Nacht

hindurch bei seinem Vater, unterredete sich mit ihm bis an den frühen Morgen, gab ihm, bevor er weiter ritt, viel Geld und versprach ihm, ferner für ihn zu sorgen.

Die Leute aber sagten: „Weil der alte Mann so barmherzig war, so hat sich Gott auch über ihn erbarmt, und ihn seinen Sohn wieder finden lassen, der ihn aus aller Noth errettet."

Wer sich erbarmet fremder Noth,
Den segnet auch der liebe Gott.

68. Der gefühllose Klaus.

„Holla, Mutter, Eier heraus, oder wir stecken die Ratte in's Hühnerhaus!" schrie ein Haufe Kinder durch's Dorf und hielt vor allen Häusern stille. Die Hausmütter kamen und legten ein paar Eier in den Handkorb, den ein Junge trug, und betrachteten nebst ihrer ganzen Familie einen auf ein Brett an den vier Füßen festgenagelten Marder, den einer der Knaben herumschleppte. — Der neue Prediger des Orts sah lange dem Lärm durch das Fenster zu, als endlich der Zug auch vor seinem Hause vorüberging. „Kommt auch zu mir, Kinder!" rief er ihnen zu — und der ganze Haufe kam mit der größten Unbefangenheit in den Pfarrhof. „Was schleppt ihr denn da herum?" fragte der Prediger. „Einen Marder," versetzte Klaus. „Ich hab' ihn diese Nacht im Tellereisen gefangen." Hiermit zeigte er das Thier. „Nehm' Er sich aber in Acht," setzte er hinzu, „er beißt rechts und links um sich." — Vor Entsetzen bebten der Pfarrer und seine Frau zurück, als sie bemerkten, daß das arme Thier noch lebendig war und durch fürchterliches Zähneknirschen seinen Schmerz zu erkennen gab. Die Pfarrerin lief vor Bestürzung davon und hielt die Schürze vor das Gesicht; dem Pfarrer aber stieg vor Entrüstung das Blut in die Wangen.

„Gott im Himmel!" rief er aus und schlug die Hände zusammen, „was für eine himmelschreiende Grausamkeit ist das! Ein lebendes Thier schleppt ihr auf ein Brett genagelt im Dorfe herum? Wie würd' es euch thun, wenn man euch an Händen und Füßen auf ein Brett nagelte?"

Die Kinder fuhren erschrocken zusammen; nur Klaus kam nicht außer Fassung. „Das hat man hier immer so gemacht," versetzte er.

„Tausend Jahre Unrecht," erwiederte der Prediger, „ist keine

einzige Stunde Recht. Den Augenblick schlagt das arme gepeinigte Thier todt!"

Verdrießlich nahm Klaus ein Stück Holz und vollzog den Befehl.

„Nun erst, da das arme Geschöpf seiner Qualen los ist, kann ich weiter mit euch reden," sagte der Pfarrer. „Wie in aller Welt konntet ihr einen vollen halben Tag das unglückliche Thier so leiden sehen, ohne euch seines Elends zu erbarmen! Wißt ihr nicht, was die Schrift sagt? Der Gerechte erbarmt sich seines Viehes. Hat euch denn kein Mensch die Grausamkeit vorgestellt und verwiesen?"

„Nein!" versetzten die Kinder ganz schüchtern.

„Der Kerl," sagte Klaus, indem er auf den Marder hinwies, „hat uns genug Tauben gestohlen."

Pfarrer. Haben nicht deine jungen Lämmer das Nämliche gethan?

Klaus. Nein!

Pfarrer. Warum denn nicht?

Klaus. Weil sie keine Tauben fressen und auch nicht in den Taubenschlag klettern können.

Pfarrer. Wer hat es denn aber so eingerichtet, daß die Lämmer und viele andere Thiere kein Fleisch fressen?

Kinder. Der liebe Gott.

Pfarrer. Wer hat der Ratte, dem Wiesel, der Katze, dem Fuchs und vielen andern Raubthieren den Trieb eingepflanzt, daß sie nicht Heu und Gras, sondern Fleisch und dergleichen zu ihrer Nahrung verlangen?

Kinder. Gott.

Pfarrer. Und nun wollt ihr die Thiere dafür martern, daß sie Gott so geschaffen hat? Könnte der Marder, wie der Feldhase, vom Grase leben, glaubt ihr wohl, daß er sich in den Taubenschlag und Hühnerstall mit Lebensgefahr wagen würde? Oder soll er verhungern, um euch alle eure Hühner, Tauben und Eier zu lassen?

Klaus sieht den Prediger an, als ob er eine Einwendung zu machen hätte.

Pfarrer. Nicht wahr, Klaus, wenn er nun ja Fleisch und dergleichen haben muß, so soll er sich mit Mäusen, mit Vögeln und Vogelnestern abspeisen; die wollen wir ihm gönnen. . .

Klaus nickt mit dem Kopfe.

Pfarrer. Aber dann müßte ja das Thier Vernunft haben,

um überall, unabgerichtet, unterscheiden zu können, was es nehmen darf oder nicht. — Bist du etwa böse über das Thier, daß es unvernünftig ist?

Klaus. Nein, das Thier kann nichts dafür. Aber man sticht ja auch Kälber und Schafe, die uns gar nichts zu Leid gethan haben. . .

Pfarrer. Nagelt man sie denn auch auf ein Brett, um sich an ihrer Qual zu ergötzen, wie ihr mit dem armen Thiere gethan habt? Wir müssen schlechterdings Thiere umbringen, wenn wir selbst leben wollen; denn einige sind uns zu unsrer eigenen Nahrung und Kleidung nothwendig; andere sind uns so schädlich, daß wir sie nicht alle können leben lassen, und selbst die nützlichen zahmen Thiere würden uns um unsre Nahrung bringen, wenn wir sie nicht zum Theil tödteten; denn sie fräßen Alles auf, daß uns nichts übrig bliebe. Siehst du denn aber nicht ein, daß ein großer Unterschied ist zwischen umbringen und martern?

Der Pfarrer fuhr noch weiter fort, die Kinder vor aller Grausamkeit gegen Thiere lebhaft zu warnen und ihnen besonders zu Gemüthe zu führen, daß die Erde nicht bloß und allein um der Menschen, sondern auch um der Thiere und andrer Geschöpfe willen da sei.

69. Der dankbare Sohn.

Otto war von sehr armen Eltern geboren, die es sich recht sauer werden lassen mußten, um sich ordentlich zu ernähren. Dennoch arbeiteten sie Tag und Nacht mit Freuden, weil sie ihren Sohn in Kleidern immer reinlich halten und auf seine Bildung in der Schule das Nöthige verwenden wollten. Hier lernte Otto nicht nur außer dem Lesen noch vorzüglich gut rechnen und schreiben, sondern er suchte auch, als er aus der Schule entlassen war und sich zu einem Bauern verdingt hatte, in der Feldwirthschaft sich die gründlichsten und ausgebreitetsten Kenntnisse zu erwerben. Dabei führte er sich so ordentlich und sittsam auf, daß er für den bravsten Jüngling im Dorfe galt.

Seiner Geschicklichkeit und Rechtschaffenheit wegen ward er einem reichen Gutsbesitzer empfohlen, der ihn nicht nur in Dienst nahm, sondern ihn zuletzt zur Belohnung seines Fleißes und seiner Treue mit einem ansehnlichen Gehalte zum Verwalter und Aufseher über alle seine Güter setzte.

Schon während seiner frühern Dienstzeit hatte er es sich

zur Pflicht gemacht, die Hälfte seines Lohnes den guten Eltern zu schicken, die mit ihrem sauern Schweiße ihn groß erzogen hatten. Jetzt, da er noch mehr an ihnen thun konnte, und sie ganz alt und schwach geworden waren, holte er sie mit einem Wagen ab und pflegte sie in seinem Hause eben so liebreich bis an ihr Ende, als sie ihn in seiner Kindheit gepflegt hatten. Oft rief dieser edle Sohn voll Dankbarkeit gegen den aus, der ihn so gesegnet hatte: „Wie glücklich fühle ich mich, daß ich meinen lieben Eltern Gleiches mit Gleichem vergelten kann!"

70. Dankbarkeit.

Dankbarkeit gefällt wohl Allen;
Dankbarkeit gefällt auch mir;
Wem auch könnt' sie nicht gefallen,
Sie, des Herzens Schmuck und Zier?
Kind, mit Undank im Gemüthe,
Ach, dir fehlt des Herzens Güte!
Eltern, Lehrer, Schwestern, Brüder
Halten mich so lieb und werth.
Gott, ich will auch gerne wieder
Thun, was ihre Freuden mehrt!
Kann ich's nicht, wie sie's verdienen,
Lohne doch mein Dank es ihnen!
Herr, wie könnt' ich dein gedenken
Mit des Kindes Freudigkeit,
Wenn mein Undank sie möcht' kränken,
Die so gern mir steh'n bereit?
Dankbar soll mein Herz sich üben,
Dich in ihnen treu zu lieben!

71. Die beiden Aehren.

Am Sankt Johannistage ging
Ein Vater und sein Kind in's Freie.
Gar freundlich war des Himmels Bläue,
Und auf dem reifen Kornfeld hing
Der Morgenthau
Noch hell und lau.
Leicht nickten an dem grünen Rain
Mohnblumen bei der Lüfte Wehen,
Gleich Purpurgluth im Sonnenschein,
Und frisch in fröhlichem Gedeih'n

Sah man die schlanken Aehren stehen.
Der Knabe hüpfte auf und nieder,
Wo eine schöne Blume stand,
Und kehrte bald mit voller Hand
Und frohem Blick zum Vater wieder.
„Sieh, Väterchen, was ich gepflückt!
Zwei schöne ganz verschied'ne Aehren;
Stolz ragt die eine, und gebückt
Scheint diese sich herab zu kehren.
Warum sind sie nicht gleich geschmückt?
Willst, Vater, du mir das erklären?"

Drauf sprach der Vater freundlich mild:
„Schau' her, mein Kind, es will im Stillen
Die Wahrheit gern im zarten Bild
Die tiefsten Lehren uns enthüllen.
Sieh, jene, die sich stolz erhoben,
Ist selten reich und segenschwer;
Ihr prahlend Haupt ist hohl und leer.
Der Schnitter wird nur diese loben,
Die still in Demuth hingeneigt,
Des innern Werthes Fülle zeigt.
So traue nie des Hochmuths Schimmer;
Er deckt nur inn're Armuth zu.
Der frommen Demuth gleiche du;
Ob still sie blüht — sie täuscht doch nimmer!"

Und leise schrieb der Knabe sich
In's Herz des Vaters goldne Lehren. —
Johannistag wohl schnell verstrich;
Doch blieb ihm tief und inniglich
Das Gleichniß von den goldnen Aehren.

72. Das Vogelnest.

Anton fand einst, da er ein Gebüsch des Gartens durchsuchte, ein Vogelnest. Vier junge Vöglein entdeckte er darin, die, als er sich näherte, ihre Köpfchen hervorstreckten nnd ihre Schnäbelchen aufsperrten, indem sie vermuthlich glaubten, daß die Alten kämen, um sie zu füttern. Anton vergaß in diesem Augenblicke, was sein Lehrer erst kürzlich über das Ausnehmen der Vogelnester gesagt hatte. Er versprach sich gar zu viel Vergnügen davon, wenn er die kleinen Thierchen zu Hause selbst

mit Nahrung versorgen und groß ziehen würde, und rasch nahm er die jungen Vögel sammt ihrem warmen Neste aus ihrem grünen Verstecke hinweg. Er eilte damit dem Hause zu, als ihm in der Gartenthüre sein Vater begegnete.

„O sieh nur, lieber Vater,“ rief Anton hocherfreut, „was ich da gefunden habe! Vier allerliebste Vöglein; die will ich nun füttern und groß ziehen. Das soll eine rechte Lust werden.“ Der Vater stimmte aber in seine Freude nicht ein, sondern machte bei diesen Worten ein finsteres Gesicht. „Aber“, fragte er, „was für zwei Vögel sind das, die so ängstlich rufen und zwitschern?“ „Das sind die Alten, denen dies Nest gehörte,“ antwortete Anton. „Die stellen sich gar närrisch an; sie begleiten mich auf jedem Schritte und flattern und schreien und thun ordentlich, als wollten sie mir meinen Fang wieder abjagen.“ „Und darüber kannst du noch lachen?“ sprach ernst der Vater. „Pfui, pfui, Anton, wozu hat dich wieder deine Unbesonnenheit verleitet! Gesetzt, es kämen jetzt böse Menschen und rissen dich von unserer Seite weg und wollten dich mit sich fortführen; was würdest du sagen? Was würdest du sagen, wenn diese Bösewichte taub bei unsern Klagen blieben und das Geschrei unsers Schmerzes mit Spott erwiederten? Oder glaubst du, die armen Vögel hätten, weil sie nicht sprechen können, weniger Gefühl für den Schmerz, und der Verlust ihrer Jungen thäte ihrem kleinen Herzen nicht wehe?“

Anton wurde bei diesen Worten über und über roth, und schon der bloße Gedanke, von seinen guten Eltern fortgerissen zu werden, machte ihn zittern. Geschwind kehrte er um, setzte das Nest mit den jungen Vöglein wieder an seine vorige Stelle, und es währte auch gar nicht lange, so kamen die Alten wieder herbeigeflogen, um ihre Jungen zu füttern. Anton besuchte nun täglich diese Stelle, streute Futter in die Gegend des Nestes und freute sich, wenn er bemerkte, daß die kleinen Thierchen heranwuchsen. Als er eines Morgens wieder dahin kam, da war das Nest leer; aber durch das grüne Laub der Bäume ertönte hier und da ein fröhliches Gezwitscher. Da klatschte Anton in seine Hände und freute sich, daß er seinen Fehler wieder gut gemacht hatte, und wenn er späterhin im Garten hörte, wie ein Vöglein sein munteres Liedchen sang, dann dachte er: „Du bist gewiß auch aus meinem Neste!“

73. Der Sack voll Erde.

Ein vornehmer Mann hatte einer dürftigen Wittwe einen kleinen Acker, von dessen Ertrag sie nur kümmerlich lebte, durch einen ungerechten Prozeß abgewonnen, also eigentlich geraubt. Die trostlose Wittwe stellte an den Unbarmherzigen zuletzt noch die demüthige Bitte, ihr doch zu erlauben, von ihrem ehemaligen Grundstücke einen Sack voll Erde mitzunehmen. Der Geldmann sagte ihr die Gewährung dieser Bitte höhnisch lachend zu. Die Wittwe kam also mit einem großen Sacke und grub und schaufelte und füllte den Sack bis oben an. Als sie fertig war, ersuchte sie ihren Berauber, der ihr zugeschaut hatte, ihr den Sack auf die Schulter heben zu helfen. Auch dazu ließ er sich in Gnaden herbei und strengte alle seine Kräfte an, um den Sack emporzuheben; allein es gelang ihm nicht, — der Sack war zu schwer. Als er aber fortgehen wollte, um einen seiner starken Arbeiter herbeizurufen, hielt ihn die Wittwe zurück und sprach mit vorwurfsvollem Ernste: „Freund, bleibe hier; wie ich dir den ganzen Acker überlassen mußte, so lasse ich auch diesen Sack voll Erde hier zurück. Aber ich bitte dich nur, mir folgende Frage zu beantworten: Da dir schon dieser Sack voll Erde zu schwer ist, wird einst vor dem Gerichte Gottes der ganze Acker nicht noch viel schwerer auf dir lasten und dich zu Boden drücken?“ Der Mann erblaßte; ein kalter Schauer durchrieselte ihn, und er gab den Acker der Wittwe wieder zurück.

74. Zufriedenheit.

(Gespräch zwischen einem Städter und einem Landmanne.)

Aber, was ich Euch noch abkaufen möchte, lieber Mann, und was ich Euch besser bezahlen wollte, als die Kartoffeln, die Ihr mir abgelassen habt, das wäre Euer zufriedenes Gemüth. Sagt mir, woher nehmt Ihr diese beständige Heiterkeit? So oft ich noch zu Euch gekommen bin, immer hab' ich Euch fröhlich und vergnügt gefunden.

Die Wahrheit zu sagen, ich wüsste auch eigentlich nicht, warum ich nicht vergnügt sein sollte. Was sollte mich denn traurig machen?

Nun, widerfährt Euch denn nie was Böses? Habt Ihr von gar keinem Unglück zu sagen?

O ja! Es wird künftigen Johannis vier Jahre sein, da zerschlug mir ein Hagelwetter mein ganzes bischen Getreide,

was ich auf dem Felde stehen hatte. Indessen der liebe Gott hat uns dafür ein paar Jahre hintereinander desto reichlichere Ernten geschenkt. Im vorigen Jahre ging mir's auch schlimm. Sie wissen, dass der Feind hier in unsern Gegenden, obgleich nur auf kurze Zeit, eingebrochen war. Nun, da verlor ich zwei Stück Vieh, die mir weggetrieben wurden, ohne dass ich den mindesten Ersatz dafür erhalten hätte.

Ja, ja, der leidige Krieg! Ach, der hat schon so viel Böses gestiftet! In der Stadt wissen wir auch ein Liedchen davon zu singen. Wenn das noch lange so fortdauert, so sind wir Alle ruinirt.

Es ist wahr, der Krieg ist ein grosses Unglück. Indessen pflege ich immer zu sagen: Kein Uebel ist so schlimm, dass es nicht auch etwas Gutes mit sich führen sollte. Sehen Sie! unser Dorf z. B. hat häufige Durchmärsche und Einquartierungen gehabt. Das ist nichts Angenehmes. Da gibt es Lieferung, Botenlaufen, Scherereien ohne Ende. Indessen ich habe hier einen kleinen Kramladen, und da habe ich bei solchen Besuchen doch immer ein hübshes Stück Geld gelöst. Und so muss ich denn Eines mit dem Andern aufheben.

Aber man merkt es eben nicht sehr, dass Ihr Euch mit Eurem Handel bereichert habt. Im Gegentheil sollte man glauben, dass Noth und Armuth bei Euch zu Hause sei. Ihr müsstet denn Euer Geld im Kasten verschlossen halten.

Geld im Kasten? Ach du lieber Gott! Daran kann unser einer wohl nicht denken. Ich bin froh, wenn ich von einem Tage zum andern mein Stückchen Brod habe. Und ist es auch zuweilen schmal genug zugeschnitten, so ist es doch ehrlich erworben und da schmeckt's köstlich. Wenn's zu Zeiten gut geht, so legt man sich auch wohl einen Nothpfennig bei Seite für Krankheiten oder andere unvorhergesehene Zufälle.

Ihr habt auch, wie ich sehe, eine zahlreiche Familie; gibt's denn da nicht manchmal Unannehmlichkeiten?

Mitunter, ja! denn vorigen Herbst hatten alle meine Kinder die Blattern; eins davon starb. Indessen —

Nein, ich meine, ob Ihr nicht manchmal so ein wenig Zank und Streit unter einander habt? Ach, Kinder und

Gesinde können einem das Leben so sauer machen, so sauer!

Gottlob! davon wissen wir nichts. Meine Leute sind mir alle so gut, dass auch ich nicht böse auf sie sein kann. Jedes weiss, was es zu thun hat; und so geht Alles seinen Fleck fort ohne Scheltworte und Streit. Kommt einmal ja was vor, was nicht recht ist, so nehme ich den bei Seite, den das angeht, drücke ihm die Hand und sage: »Nicht wahr, künftig wirst du's besser machen?« Und das geschieht denn auch in der Regel wirklich.

Und wenn es nicht geschieht?

So bitte ich zum zweiten Mal, und allenfalls auch zum dritten und vierten Mal. Am Ende erreich' ich doch meinen Zweck.

Und wie haltet Ihr's denn mit bösen Menschen, die es darauf anlegen, Euch zu ärgern?

Denen gehe ich aus dem Wege. Im Grunde ist mir noch kein eigentlich böser Mensch aufgestossen. Wunderliche Leute gibt's wohl hier im Dorfe auch, wie z. B. da mein Nachbar zur Linken, der sich neulich weigerte, den Zaun zu repariren, durch den sein Vieh in meinen Garten kam. Aber ich habe doch immer erfahren, ein gut Wort findet auch bei solchen Leuten einen guten Ort.

Ich bewundere Euch, guter Mann. Aber sagt mir nur, wünscht Ihr Euch doch nicht einmal in eine bessere Lage? Sehnt Ihr Euch nicht zuweilen aus diesem Käfig von einem Häuschen heraus, in dem Ihr kaum aufrecht stehen könnt? Kommt Euch nicht zuweilen eine Begierde an, diese schwere und mühsame Lebensart mit einer leichtern und bequemern vertauschen zu können?

Lieber Herr! In diesem Häuschen bin ich geboren und gross geworden. Darum ist mir darin auch recht wohl. Und wenn es etwas eng ist, so habe ich einen desto geräumigern Platz in meinem Garten und auf dem Felde. O, hier unter Gottes freiem Himmel lebt sich's gewiss besser, als in euren schönen Stadthäusern, zu denen die reine heitere Luft keinen Zugang hat! Und was meine Lebensart betrifft, so ist sie eben auch so gar traurig nicht. Arbeiten muss man überall, wenn man sein Fortkommen finden will; und unsere Beschäftigungen hier haben auch ihr Angenehmes. Es ist kein geringes Vergnügen,

lieber Herr, wenn der Acker bestellt ist, und man nun so die frische Saat hervortreiben und das braune Erdreich sich mit einem grünen Teppich bekleiden sieht; oder wenn die Obstbäumchen, die man selbst gezogen hat, nun anfangen zu blühen und dem darauf gewendeten Fleisse die schönsten Früchte versprechen. Ach, das gewährt einem so viel Freude, dass man alle gehabte Mühe und Anstrengung darüber vergisst!

Je mehr ich Euch sprechen höre, guter Mann, desto mehr erstaune ich über Euch. Ich sehe, Ihr seid wenigstens von den gemeinen Plagen und Plackereien des Lebens nicht ausgenommen. Ihr habt Familie; Ihr habt Gesinde; Ihr habt schlechte Nachbarn; Ihr seid geplündert worden, habt mit Krankheiten und Mühseligkeiten zu kämpfen gehabt, lebt in Armuth und Noth; und doch geht keine Klage aus Eurem Munde; im Gegentheile, Ihr findet Euren Zustand ganz leidlich und sogar angenehm.

Ja, das macht, dass ich fleissig an diejenigen denke, die es nicht so gut haben, als ich, und dann dem da oben vertraue, der es am Ende doch immer mit den Menschen gut macht und ihnen nichts auflegt, was sie nicht ertragen könnten.

Nun, Gott erhalte Euch bei dieser Gesinnung und lasse weder drückenden Kummer noch ungereimte Wünsche jemals in Euer fröhliches Herz eindringen!

75. Sei zufrieden!

Der alte fromme Kilian
Hat einen groben Kittel an;
Er ist sehr arm, hat manche Noth;
Sein Mittagsmahl ist trocknes Brod.

Er wohnt in einer Hütte klein;
Der Wind pfeift durch, auch regnet's drein;
Sein Lager ist von Stroh und Moos,
Und Mühen sind sein täglich Loos.

Doch lebt er glücklich, lebt in Fried'
Und singt sich vor manch heitres Lied;
Er kennt nicht Habsucht, nicht den Neid
Und hat nicht Wünsche groß und breit.

Sag mir nur, alter Kilian,
Wie man so glücklich werden kann?
Ich will dir's sagen; merk dir's fein:
Mein Kind, mußt nur zufrieden sein!

76. Die Reue.

Ein Landmann hatte mit eigenen Händen eine Reihe edler Obstbäumchen gezogen. Zu seiner großen Freude trugen sie die ersten Früchte, und er war begierig, zu sehen, von welcher Art sie sein möchten. Da kam der Sohn des Nachbarn, ein böser Bube, in den Garten und lockte das Söhnlein des Landmanns, also daß sie hingingen und die Bäumchen allesammt ihrer Früchte beraubten, ehe sie völlig gereift waren. Als nun der Herr des Gartens hinzutrat und die kahlen Bäumchen erblickte, da ward er sehr bekümmert und rief: „Ach, warum hat man mir das gethan? Böse Buben haben mir meine Freude verdorben!“ — Diese Worte gingen dem Söhnlein des Landmanns sehr zu Herzen, und er lief zu dem Sohne des Nachbarn und sprach: „Ach, mein Vater ist bekümmert um die That, welche wir verübt haben! Nun hab' ich keine Ruhe mehr in meinem Gemüthe. Mein Vater wird mich nicht mehr lieben, sondern mit Verachtung strafen, die ich verdient habe.“ — Da antwortete Jener: „Du Thor, dein Vater weiß es ja nicht und wird es niemals erfahren. Du mußt es ihm sorgfältig verhehlen und auf deiner Hut sein.“ Als aber Gotthold (so hieß der Knabe) nach Hause kam und das freundliche Antlitz seines Vaters sah, da vermochte er nicht, wieder freundlich zu ihm hinaufzusehen; denn er dachte: „Wie sollte ich ihn fröhlich ansehen können, den ich so sehr betrübt habe? Kann ich mich doch selber nicht anblicken. Es liegt mir wie ein dunkler Schatten in meinem Herzen.“ — Jetzt trat der Vater herzu und reichte jeglichem seiner Kinder von den Früchten des Herbstes, und Gotthold desgleichen. Da hüpften die Kinder herbei und freuten sich sehr und aßen. Gotthold aber verbarg sein Antlitz und weinte bitterlich. Da hob der Vater an und sprach: „Mein Kind, was weinest du?“ Und Gotthold antwortete: „Ach, ich bin nicht werth, daß ich dein Sohn heiße! Ich kann es nicht länger tragen, daß ich vor dir anders erscheine, als ich bin und mich selbst erkenne. Lieber Vater, thue mir ferner nicht mehr Gutes, sondern strafe mich, damit ich wieder zu dir kommen darf und aufhöre, mein eigener Quäler zu sein! Laß mich nur

hart büßen für mein Vergehen; denn sieh, ich habe die jungen Bäumchen beraubt!“ Da reichte ihm der Vater die Hand, drückte ihn an sein Herz und sprach: „Ich vergebe dir, mein Kind! Gebe Gott, daß dies das erste und letzte Mal sei, daß du Etwas zu verhehlen hast! Dann soll es mir nicht leid sein um die Bäumchen.“

77. Hoffnung auf Gott.

Hoffe, Herz, nur mit Geduld!
Endlich wirst du Blumen brechen.
O, dein Vater ist voll Huld;
Kindlich darfst du zu ihm sprechen;
Auf dein gläubiges Vertrau'n
Wird er gnädig niederschau'n!

Wolken kommen, Wolken geh'n;
Bau' auf deines Gottes Gnade!
Zu der Freude Sonnenhöh'n
Führen stürmisch dunkle Pfade;
Doch ein treues Auge wacht.
Zittre nicht in Sturm und Nacht!

Ankre du auf Felsengrund;
Schwinge dich zu Gottes Herzen;
Mach ihm deine Leiden kund;
Sag' ihm deine tiefsten Schmerzen!
Er ist gütig und erquickt
Jedes Herz, das Kummer drückt.

Fass' im Glauben kühnen Muth;
Kraft wird dir dein Helfer senden;
Mit der Hand, die Wunder thut,
Wird er deine Leiden enden!
Er ist lauter Lieb' und Huld:
Hoffe, Herz, nur mit Geduld!

78. Die Welt im Wassertropfen.

Ein Vater ging mit seinem Kinde nach einem fruchtbaren Sommerregen in den Garten. Da hingen alle Blumen voll Tropfen und dankten und lobten Gott mit ihrem lieblichen Dufte. Das Kind freute sich der verjüngten Natur und streckte die Hände nach einem schönen Regenbogen aus, der sich über den ganzen Himmel spannte. „Wie herrlich ist Gott in seiner grossen Schöpfung! Wie preisen ihn alle seine Werke, der Regenbogen und die erquickten Blumen, die wärmende und leuchtende Sonne am Tage, der silberne Mond und die funkelnden Sterne bei der Nacht! Wer zählt ihre Schaaren und wer nennt ihre Namen!“ So sprach der Vater. „Aber, mein Kind,“ setzte er hinzu, „suche das Grosse nicht nur im Grossen; denn auch in diesem kleinen Regentropfen ist eine Welt, unendlich, wie jene dort oben!“ Hierauf liess er durch ein Vergrösserungsglas das Kind den Regentropfen betrachten. „Was siehst du?“ sprach er. „Ich sehe,“ sagte das Kind,

„in einer grossen hellen Kugel unendlich viele Würmchen, die alle voller Freude auf und nieder springen und sehr geschäftig sind. Woher kommen alle diese Geschöpfe, Vater? Sie sind so ganz verschieden gestaltet und ihre Zahl scheint unermesslich.“ — „Das Alles,“ sprach der Vater, „hat Gott gemacht; unendlich sind seine Werke im Kleinen wie im Grossen; auch im Wassertropfen ist eine Welt!“

79. Gott ist die Liebe.

Du bist die Liebe, guter Gott;
Das sagt mir, was ich schau',
Der Morgenstern, das Abendroth,
Das holde Himmelblau.

Der Vogel singt, von dir genährt,
Voll Lust auf grünem Ast;
Sein frohes Lied uns Menschen lehrt,
Wie du so lieb uns hast.

Der Blumen hundertfarbne Pracht
Im Thale weit und breit,
Die du, du lieber Gott, gemacht,
Zeigt deine Freundlichkeit.

Durch Gras und Blumen fließt der Quell
Mit sanfter Silberfluth,
Und zeigt, ein Spiegel klar und hell,
Wie du so lieb und gut.

Die Wolke, die das weite Land
Mit reichem Segen tränkt,
Auch sie verkündet jene Hand,
Die alles Gute schenkt.

Der Regenbogen, der so bunt,
So mild und lieblich strahlt,
Er machet uns die Liebe kund,
Die ihn so schön gemalt.

Du bist es, der die goldne Saat,
Dies Meer von Aehren reich,
So wunderbar gesegnet hat —
Wer ist an Huld dir gleich?

Auch in der Sonne hellem Glanz
Strahlt deine Liebe mir;

Sie ist in ihrem Strahlenkranz
Ein Fünklein nur von dir.

In Mitte dieser schönen Welt,
Die deine Liebe schuf,
Hast du den Menschen hingestellt —
Was ist nun sein Beruf?

Er soll an all der Herrlichkeit
Nicht kalt vorüber geh'n,
Soll deine Liebe hocherfreut
In deinen Werken seh'n.

Er soll sein Herz, o Gott, nur dir
Voll frommen Dankes weih'n,
Soll Zeuge auch auf Erden hier
Von deiner Liebe sein.

Er sei zu helfen stets bemüht,
Sei gütig, freundlich, mild,
Und, ganz von deiner Lieb' durchglüht,
Dein schönstes Ebenbild.

80. In trüben Stunden.

Will in trüben Kummertagen
Dir das müde Herz verzagen,
Steht dir Trost und Hilfe fern:
Flücht' in deine stillste Kammer
Und vertraue deinen Jammer
Deinem Gott und deinem Herrn!

Laß die heißen Thränen fließen,
Laß die Klagen sich ergießen
In ein kindliches Gebet;
Vaterohr ist immer offen,
Wenn ein Kind, von Schmerz getroffen,
Fromm und gläubig zu ihm fleht!

Kann dir schnelle Hilfe frommen,
Glaube nur, sie wird dir kommen
Wohl im Schlaf schon über Nacht;
Soll dein Leiden sich nicht enden,
Wird er seinen Tröster senden,
Der dich stark im Dulden macht.

81. Das Begehrungs- oder Willensvermögen.

Die Fähigkeit der Seele, Etwas zu wollen oder nicht zu wollen, nennt man das Begehrungs- oder Willensvermögen. Es wird in das niedere und höhere eingetheilt. Zu dem niedern Begehrungsvermögen gehört besonders der Trieb nach Erhaltung und nach sinnlichen Vergnügungen, welchen Trieb wir auch Naturtrieb oder Instinkt nennen. Diesen haben die Thiere mit uns gemein. Die Thiere können diesem Triebe nicht widerstehen, sondern müssen ihm folgen; der Mensch aber kann denselben durch Beweggründe überwinden; er kann z. B. bei heftigem Durste sich des Trinkens enthalten, wenn er bedenkt, daß dasselbe seiner Gesundheit schädlich sein kann.

Wer nur das thut, wozu ihn seine thierischen Gefühle treiben, der folgt dem niederen Begehrungsvermögen; wer aber nur das will und thut, was er für recht und gut erkannt hat, wer also nach Gründen wählt, der folgt dem höheren Begehrungsvermögen, welches auch Willensvermögen genannt wird; denn Wollen heißt nach Gründen wählen. Je mehr der Mensch zu jeder Zeit die Herrschaft über seine Naturtriebe ausübt, desto freier ist er. Es ist daher eine unselige Täuschung, wenn der Mensch die Freiheit seines Willens darin zu suchen glaubt, daß er immer thun kann, was seinen Sinnen schmeichelt. Wer nur seinen thierischen Lüsten folgt, der ist ja ein Sclave derselben und daher wahrhaft unfrei.

Unter allen Geschöpfen auf Erden besitzt nur der Mensch einen freien Willen. Nur er kann seinem Naturtriebe widerstehen; er kann z. B. die köstlichste Speise stehen lassen, wenn er glaubt, daß sie seiner Gesundheit schädlich sei, so sehr auch sein Naturtrieb den Genuß derselben verlangt; er kann sich beim Abnehmen eines Gliedes dem heftigsten Körperschmerze unterwerfen, um einem künftigen noch größeren Uebel zu entgehen, so sehr auch der Schmerz seinen sinnlichen Begierden widerstreitet. Der Wille des Menschen ist jedoch nur in solchen weltlichen Dingen frei; in geistlichen Dingen ist er aber in Folge des Sündenfalles und des dem Menschen angebornen Verderbens beschränkt; denn er kann nicht aus eigener Kraft, d. h. durch seinen Willen, wie er von Natur ist, zu Christo kommen, wenn er nicht Kraft von oben hiezu erhält. Er soll daher Gott oft und inbrünstig anrufen, daß er ihm durch seinen heiligen Geist Kraft zu allem Guten verleihe.

82. Mutter und Kind auf dem Jahrmarkte.

Kind. O, sieh doch, Mutter, den schönen Schrein,
Mit Gold verziert und Elfenbein,
Von köstlichem Holze, so glatt und nett!
Ach, wer doch so ein Kästchen hätt'!
Mutter. Von reichem Geräthe kein Glück uns kommt.
Was ist es, das endlich den Menschen frommt?
Von allen Bäumen, der Wälder Stolz,
Nur wenig Bretter von schlechtem Holz,
Draus zimmert der Tod uns den letzten Schrein
Und schliesst die vergänglichen Wünsche ein.
Kind. Ach, Mutter, die schönen Gewänder schau'!
Eins rosenroth, eines himmelblau!
Wer solche Kleider tragen könnt',
Dem wär' wohl ein schönes Glück vergönnt!
Mutter. Das Glück wohnt tief in des Herzens Grund,
Den Leib umflattern die Kleider bunt;
Nichts haben Gewand und Seele gemein:
Drum können Gewänder kein Glück verleih'n.
Kind. In jenem Gewölbe schimmert es fein
Von Perlen und köstlichem Edelstein;
Solch Halsgeschmeide zur Festtagszier,
Das wünscht' ich vor allen Dingen mir!
Mutter. Mein Kindlein, kennst du die Sage noch nicht,
Die uns vom Ursprung der Perle spricht?
Der Unschuld Thränen, auf Erden geweint,
Die sind zu Perlen und Demant versteint;
Und der Rubinen funkelnde Gluth
Entstand aus schmählich vergossenem Blut.
Es birgt die Fabel wohl tiefen Sinn;
Drum wünsche dir nimmer Perl' und Rubin!
Kind. Sieh dorthin, Mutter, den schönen Pokal,
Die zierlichen Becher von hellem Krystall!
Wär' einer der niedlichen Becher mein,
Dann schmeckte Wasser besser als Wein!
Mutter. Ein Wassertrunk aus geringem Thon
Ist Himmelsgabe dem Durstigen schon.
Am Kreuze schmachtete sterbend der Herr;
Er wollte trinken, ihn dürstete sehr;
Die Mörder reichten den Schwamm ihm hin

Mit bitterem Wermuth und Essig drin. —
Wer lebt auf Erden, der solches hört,
Und noch eines reichen Bechers begehrt?

Kind. Was aber, Mutter, kaufst du mir wohl?
Von schönen Dingen ist Alles voll;
Es glänzt und winket mir nah und fern,
Und Etwas hätt' ich doch gar zu gern!

Mutter. Das Büchlein hier in dem schwarzen Band,
Das Testament unsers Herrn genannt;
Es ist sein Leben und Wandel drin,
Sein hoher Geist und sein Kindessinn;
Seine Demuth und seine Gnadenhuld,
Wodurch wir haben Vergebung der Schuld;
Seine treue Liebe bis in den Tod,
Wodurch er uns versöhnte mit Gott;
Sein Friede, der in's ewige Leben quillt
Und alles Sehnen des Herzens stillt;
Und seiner Lehre himmlisches Licht,
Das hell und tröstend durch Wolken bricht
Und wundersam glänzt im ewigen Wort
In unvergänglicher Klarheit fort. —
Drum halte dich an dem Büchlein fest,
Ob alles Andre dich auch verlässt!
Wie einst nach Bethlem ein leuchtender Stern
Die Weisen geleitet zur Wiege des Herrn:
So führet es sicher durch Nacht und Zeit
Die gläubige Seele zur Ewigkeit.

83. Sei sparsam!

Soll dich, mein Kind, in alten Tagen
Die Armuth und die Noth nicht plagen,
So nimm dir das zu Herzen fein:
Du mußt bei Zeiten sparsam sein.

Kannst du auch Pfennige nur sparen;
Aus Pfennigen wird mit den Jahren
So manches schöne Thalerstück;
Das hilft dir dann beim Mißgeschick.

So Mancher schleicht am Bettelstabe
Und sucht mit Thränen eine Gabe,
Weil jung er Alles durchgebracht
Und nie an's Alter hat gedacht.

84. Müßiggang ist aller Laster Anfang.

Ein sehr wichtiges Sprichwort. Es soll so viel bedeuten, daß, wer sich einmal daran gewöhnt hat, nichts zu thun, sehr leicht durch die Langweile dahin kommen kann, vielerlei Thorheiten und Böses zu begehen, das ihm endlich selbst zum Laster wird. Der Trieb zur Thätigkeit liegt dem Menschen schon in der Natur. Der gute Gott hat einem jeden Menschen zu seinem Glücke diesen Trieb gegeben, und wohl ihm, wenn er ihn zum Guten gebraucht. Hat nun aber der Mensch keine Lust, etwas Nützliches zu thun, so ist es natürlich, daß er zu unnützen oder wohl gar bösen Dingen greift. Und das ist der Anfang zum Laster.

85. Das kostbare Kräutlein.

Zwei Mägde, Anna und Martha, gingen der Stadt zu, und jede trug einen schweren Korb mit Obst auf dem Rücken. Der Weg war lang, und Anna fing bald an zu murren und zu seufzen über ihre Last; Martha aber lachte und scherzte.

„Wie kannst du nur so fröhlich sein?" sagte Anna. „Dein Korb ist so schwer, wie der meinige, und du bist um nichts stärker, als ich." — „Ja," sagte Martha, „ich habe zu meiner Last ein gewisses Kräutlein gelegt, das macht, daß ich die Last kaum fühle." — „Ei," sagte Anna, „das muß ja ein kostbares Kräutlein sein. Sage mir doch, wie es heißt, und wo man's holt!" „Das Kräutlein", sagte Martha, „wächst überall, wo man es nur aufgehen und nicht wieder ausgehen läßt. Das Kräutlein heißt Geduld."

86. Der freiwillige Soldat.

Leichenblass kam Philipp von der Rekruten-Musterung in's elterliche Haus zurück. »Ach Gott, ich muss Soldat werden!« rief er aus und warf sich stillschweigend in den Lehnstuhl. Die Mutter weinte laut, und der Vater suchte sie zu beruhigen.

Da trat der jüngere Bruder, Fritz, in das Zimmer und hörte die Wehklage der Mutter und des Bruders. Gerührt und schweigend entfernte er sich wieder. Bitter blickte Philipp ihm nach. Fritz aber läuft geraden Weges zum Hauptmann in den Gasthof.

F r i t z. Herr Hauptmann! Meinen Bruder Philipp Horst hat heute das Loos getroffen. Er ist untröstlich.

Hauptmann. Das kümmert mich wenig.

Fritz. Mich aber desto mehr, Herr Hauptmann; er ist mein Bruder!

Hauptmann. Soll ich jeden schwachen Bruder der Mutter lassen?

Fritz. Das nicht, aber für den furchtsamen lieber den beherzten nehmen.

Hauptmann. Bist du der beherzte?

Fritz. Ja, Herr Hauptmann!

Hauptmann. Wenigstens hast du eine tapfere Zunge.

Fritz. Auch eine tapfere Faust, wie sie erfahren werden.

Hauptmann. Hast du schon oft Gebrauch von ihr gemacht?

Fritz. Zur Arbeit, ja, aber nicht zu Schlägereien.

Hauptmann. Und willst nun doch für deinen Bruder Soldat werden?

Fritz. Ja, Herr Hauptmann!

Hauptmann. Und bei dem ersten Gefecht davon laufen?

Fritz. Nein, Herr Hauptmann; man entläuft zwar der Kugel, aber nicht der Schande!

Hauptmann. Seht mir doch den jungen Leonidas! Hältst du wirklich so viel auf Ehre?

Fritz. So viel, als der bravste Offizier.

Hauptmann. Nun so verdienst du einer zu werden.

Fritz. Das ist mein Plan nicht, Herr Hauptmann! Ich will für meinen Bruder dienen und dann zur Profession zurückkehren.

Hauptmann. Hast du schon ausgelernt?

Fritz. Nicht ganz; aber mein Meister wird das fehlende halbe Jährchen mir schenken.

Hauptmann. Das soll er nicht, ich gebe dir noch ein Jahr Frist. Aber wisse: ich habe ein gutes Gedächtniss; du wirst nicht vergessen.

Fritz. Das wünsche ich auch nicht. Ich werde ungefordert mich stellen, sobald meine Lehrzeit herum ist.

Hauptmann. Sind auch die Eltern mit deinem Entschlusse zufrieden?

Fritz. Sie werden es sein, wenn sie sehen, dass ich der Fahne freiwillig und freudig folge.

87. Sei nachgiebig!

Ein Fuhrmann traf den andern an; in einem Hohlweg kamen sie zusammen. Der Fuhrmann Hans spie Feu'r und Flammen, und Kunz gab gleiche Waare d'ran, statt auszuweichen oder früh zu halten. Zuletzt rief Hans in vollem Grimme mit einer fürchterlichen Stimme: „Mensch, wenn du mir nicht gleich wirst weichen, so werd' ich dir was And'res zeigen; was ich schon heute that, das thu' ich noch einmal! Jetzt fahre, oder fahre nicht; du hast die Wahl!" Die Drohung klang zu fürchterlich; Kunz trieb die Pferde an und wich; und d'rauf sprach er den Gegner an: „Jetzt sag', was hast du heute schon gethan? Hast du vielleicht gar Einen schon erschlagen? „Nein!" sagte Hans. „Ich will Dir's sagen: Im Hohlweg kam vorhin ein and'rer Wagen. Da stritten wir uns auch so alle Beide; der Andere gab nicht nach im Streite; da fuhr ich endlich auf die Seite, und ich war, dünkt mich, der Gescheide!"

88. Uebe Versöhnlichkeit!

Mit allen Menschen friedlich leben
Und dem Beleidiger vergeben,
Das ist, wie unser Heiland spricht,
Für einen jeden Menschen Pflicht.
Drum sei versöhnlich, lern' verzeihen,
Und will man sich mit dir entzweien,
So schweige lieber und gib nach,
Erdulde lieber eine Schmach!
So lebst du glücklich dann hienieden
Und kommst dereinst zum höhern Frieden;
Denn wer den Brüdern kann verzeih'n,
Dem will auch Gott einst gnädig sein.

89. Friedfertigkeit.

Friedlich wandelt Stern an Stern
Dort am blauen Himmel.
Zank und Hader ist dort fern,
Fern das Kriegsgetümmel.

Friedlich fließt durch junges Grün
Hier die Silberquelle,
Und die Sterne spiegeln d'rin
Ruhig sich und helle.

Erd' und Himmel ruft uns zu:
Menschen, lebt in Frieden,
Sonst, ach, ist euch keine Ruh'
Und kein Glück beschieden!

Friedlich wollen wir denn sein,
Uns einander lieben,
Stets in Eintracht uns erfreu'n,
Andre nie betrüben!

Dann fließt, wie die Quelle hier,
Uns dahin das Leben,
Bis in ew'gem Frieden wir
Ueber Sternen schweben.

90. Gebet und Arbeit.

Eine wohlhabende Frau auf dem Lande hatte keine Kinder und wollte daher ein fleissiges und sittsames Mädchen aus ihrer Verwandtschaft in der Stadt an Kindesstatt annehmen.

Sie begab sich desshalb einstens dahin, und kaum war ihr Vorhaben bekannt geworden, so fanden sich auch sogleich mehrere Mädchen bei ihr ein, empfahlen sich ihr und rühmten sich, mit ihr verwandt zu sein.

Die Frau liess dieses vorerst auf sich beruhen und gab jedem der Mädchen ein Geldstück, indem sie sagte: »Es ist heute Jahrmarkt; kauft euch auf dem Markte selbst Etwas von dem ein, was euch lieb und werth ist. Dann kommt aber wieder und lasst mich sehen, was ihr gekauft habt!«

Die Mädchen eilten fort und kamen voll Freuden wieder zurück. Fast alle brachten bunte Bänder, Schnüre glänzender Perlen, goldgestickte Haubenzeuge und ähnliche Putzwaaren und zeigten die vermeinten Herrlichkeiten der Base.

Nur ein einziges Mädchen, die arme Auguste, hatte nichts von dergleichen Dingen gekauft, sondern ein Gebetbüchlein und einen Spinnrocken nebst einem Dutzend Spindeln.

Das gefiel der Frau. Sie nahm Augusten freundlich bei der Hand und sagte: »Es freut mich, liebes Kind, dass du deinen Sinn schon frühe auf das Beten und Arbeiten richtest. Die Andern haben es durch ihr thörichtes Einkaufen

nur zu deutlich gezeigt, dass ihnen an Putz und Eitelkeit mehr gelegen ist, als an Frömmigkeit und Arbeitsamkeit. Du bist von nun an meine Tochter. Fahre so fort, werde gut und fromm und sei immer fleissig, so wird der liebe Gott immer mit dir sein, und sein Segen wird dir überall folgen!«

Des Menschen ganzer Werth besteht
In treuer Arbeit und Gebet.

91. Wo nichts ist, kommt nichts hin. Was nicht ist, kann werden.

Das sind zwei Sprichwörter, die beide wahr sind, obgleich sie einander zu widersprechen scheinen. Von zwei unbemittelten Brüdern hatte der eine keine Lust und keinen Muth, Etwas zu erwerben, weil ihm das Geld nicht zu den Fenstern hineinregnete. Er sagte immer: „Wo nichts ist, kommt nichts hin." Und so war es auch. Er blieb sein Leben lang der arme Bruder, weil es ihm nie der Mühe werth war, mit einem kleinen Ersparniß den Anfang zu machen, um nach und nach zu einem größeren Vermögen zu kommen. So dachte der jüngere Bruder nicht. Dieser pflegte zu sagen: „Was nicht ist, kann werden." Er hielt das Wenige, das ihm von der Verlassenschaft der Eltern zu Theil geworden war, zu Rath und vermehrte es nach und nach durch eigenes Ersparniß, indem er fleißig arbeitete und eingezogen lebte. Anfangs ging es hart und langsam. Aber sein Sprichwort: „Was nicht ist, kann werden," gab ihm immer Muth und Hoffnung. Mit der Zeit ging es besser. Er wurde durch unverdrossenen Fleiß und Gottes Segen noch ein reicher Mann und ernährt jetzt die Kinder des armen Bruders „Wonichtsist", der selber nichts zu nagen und zu beißen hat.

92. Das Wunderkästchen.

Eine Hausfrau hatte in ihrer Haushaltung allerlei Unglücksfälle, und ihr Vermögen nahm jährlich ab. Da ging sie in den Wald zu einem alten Einsiedler, erzählte ihm ihre betrübenden Verhältnisse und sagte: „Es geht in meinem Hause einmal nicht mit rechten Dingen her. Wißt Ihr kein Mittel, dem Uebel abzuhelfen?" Der Einsiedler, ein fröhlicher Greis, hieß sie ein wenig warten, brachte über ein Weilchen ein kleines versiegeltes Kästchen und sprach: „Dieses Kästchen müßt Ihr ein

Jahr lang dreimal des Tags und dreimal bei Nacht in Küche, Keller, Stallung und allen Winkeln des Hauses umhertragen, so wird es besser gehen. Bringt mir aber über's Jahr das Kästchen wieder zurück!"

Die gute Hausfrau setzte in das Kästchen ein großes Vertrauen und trug es fleißig umher. Als sie den nächsten Tag in den Keller ging, wollte eben ein Knecht einen Krug Bier heimlich heraustragen. Als sie noch spät bei Nacht in die Küche kam, hatten die Mägde sich einen Eierkuchen gebacken. Als sie die Ställe durchwanderte, standen die Kühe tief im Koth und die Pferde hatten statt des Hafers nur Heu und waren nicht gestriegelt. So hatte sie alle Tage einen Fehler abzustellen.

Nachdem das Jahr herum war, ging sie mit dem Kästchen zum Einsiedler und sagte vergnügt: „Alles geht nun besser. Laßt mir das Kästchen nur noch ein Jahr; es enthält ein gar treffliches Mittel!" Da lachte der Einsiedler und sprach: „Das Kästchen kann ich Euch nicht lassen; das Mittel aber, das darin verborgen ist, sollt ihr haben." Er öffnete das Kästchen, und sieh, es war nichts darin, als ein weißes Papier, auf dem geschrieben stand:

Du mußt, soll's wohl im Hause stehen,
Auf Sparsamkeit und Ordnung sehen.

93. Der Schatz im Acker.

Ein armer Ackersmann pflügte sein Feld und sprach dabei in Sorgen: „Wer wird meinen Kindern Brod geben, wenn ich nicht mehr hier bin, da es nun schon so schwer hält, sie durch meine Arbeit zu speisen!"

Wie er noch so für sich redete, klang die Pflugschar, und die Pferde standen. Er hob die Pflugschar heraus und mit ihr ein Kästchen, das stark mit Eisen beschlagen war. Erstaunt öffnete er es und fand es mit Goldstücken angefüllt. Eilig und froh wollte er es heimtragen. Da aber gedachte er seines Zweifelmuths und seiner Sorgen. Er fiel auf seine Knie nieder und dankte mit tiefer Inbrunst seinem Schöpfer und betete: „O, der du die Raben speisest in der Wüste und den Feldlilien ein so schönes Kleid anziehst, Dank dir, Vater! Denn Du wußtest, noch ehe ich dich anflehte, was wir bedurften; du hast es mir gegeben aus der Hand deiner Fülle, wiewohl ich ungläubig war und nicht werth bin der Barmherzigkeit, die du an mir gethan hast!"

Nach diesen Worten stand er auf und trug das Kästchen als eine Gottesgabe hochbeglückt nach Hause. Als er aber so heim ging, dachte er bei sich selbst: „Wem mochte wohl das Kästchen gehört haben?“ Er hatte nämlich das Ackerstück von einem Nacharn gekauft, der, durch schlechte Wirthschaft heruntergekommen, nun ärmer und hilfsbedürftiger war, als er selbst. Dessen Vater, der in dem Rufe des Reichthums stand, war in der Kriegszeit plötzlich gestorben. „Wahrscheinlich“, sprach eine Stimme in ihm, „hat der Reiche dieses Kästchen mit seiner ganzen Baarschaft hier vergraben, um es vor der Raubsucht der Feinde zu schützen. Also nicht dir, sondern dem armen Nachbarn gehört dieser Schatz.“

Von dieser Stimme bewegt, ging er mit dem Geldkästchen nicht in sein Haus, sondern geraden Weges zum Nachbarn und stellte es vor ihn auf den Tisch hin und sprach: „Deinen Acker zwar habe ich gekauft, aber nicht den verborgenen Schatz darin. Nimm hin, was dein ist und Gott durch meine Hand dir sendet!“ Der Nachbar wußte nicht, wie ihm geschah, als er die Fülle der Goldstücke im Kasten erblickte. Wie im Traume war es ihm, und er umarmte den freundlichen Geber unter den heißesten Thränen. „Bruder, so ist uns Beiden geholfen,“ rief er aus, „wir theilen den Schatz und theilen das Leben!“

94. Der gerettete Handwerksbursche.

Ein Handwerksbursche ging unweit Pressburg in Ungarn in der grimmigsten Kälte mit seinem Bündel auf dem Rücken über die Heide. Seine Kleider waren dünn und seine Strümpfe zerrissen. Ach, da fror es ihn sehr! Er weinte, und die hellen Thränen froren ihm an den Augenwimpern. »Lieber Gott,« seufzte er, »weit und breit kein Dorf und keine Stadt, nicht einmal eine Hütte! Ich werde erfrieren; — ach, was wird meine arme Mutter sagen! Mein Vater ist gestorben, und nun hat sie Niemanden, der für ihren Unterhalt sorgt!« Er wollte laufen; aber seine Glieder waren starr. Er wurde schläfrig, legte sich im Schnee auf seinen Bündel und schlief ein. Ein Postknecht ritt vorbei und sah ihn starr da liegen; er bemerkte jedoch einige Lebenszeichen an ihm, ritt schneller und zeigte es unterm Thor der benachbarten Stadt an. — »Was hilfts? Bis wir hinauskommen, ist er längst todt;« sagten die Gefühllosen. Ein armer Taglöhner war aber in der Wachstube, sich zu

wärmen; der hörte es, und ihm brach das Herz. Ohne ein Wort zu sagen, ging er auf die Landstrasse, trug den erstarrten Handwerksburschen in's nächste Dorf, rieb ihn mit Schnee, brachte ihn der Wärme immer näher und erweckte ihn endlich wieder. Darnach nahm er ihn mit sich in die Stadt und theilte seine Wohnung und seinen Tisch, obgleich er selbst nicht viel hatte, mit ihm, so lange, bis derselbe im Stande war, weiter zu reisen.

Kaiser Joseph II. erfuhr diese edle Handlung, rief den Taglöhner nach Wien und belohnte ihn, wie er alle guten Handlungen, die ihm bekannt wurden, zu belohnen pflegte.

95. Der Gärtner.

Ein Gärtner pflanzte an die Gartenwand ein Bäumchen von besonders guter Art. Sowie es jährlich größer wurde, trieb es starke Sprößlinge; allein der Gärtner schnitt mit jedem Frühjahr und jedem Sommer viele derselben ab. Es war wildes Holz, wie er sagte, welches den guten Zweigen schadet, ihnen die Säfte benimmt und sie ganz mit Schatten überzieht. Die Kinder wunderten sich und konnten das Benehmen nicht begreifen; allein nach einigen Jahren gab das Bäumchen seine ersten Früchte, die den Kindern köstlich schmeckten. Der Gärtner fuhr aber immer fort, zu beschneiden.

Das Bäumchen ist das Kind; der Gärtner ist der Vater und der Lehrer. Dem Kinde sind von Gott gute Gaben ertheilt und herrliche Triebe. Allein diese arten leicht aus und verderben das Gute an Leib und Seele; daher müssen Vater und Lehrer am Kinde stets zurechtweisen, es belehren, tadeln und selbst züchtigen. Dann wächst zuletzt ein liebenswürdiger Jüngling und ein nützlicher Mann, eine gute Tochter heran.

96. Sei keusch in Worten und Werken!

Das Kindlein in der Wiege schau',
Voll Unschuld, Lieb' und Scherz;
Rein, wie ein Tropfen Morgenthau,
Ist noch sein kleines Herz!

Bewahr', mein Kind, den heil'gen Schatz,
Das Erbtheil deiner Wiege;
Nichts finde darin Raum und Platz,
Was Scham und Schande trüge!

Sei keusch und rein in Wort und That
Und züchtig in Gedanken;
Merk: Gottes Ohr und Auge hat
Ja nie und nirgends Schranken!

97. Lerne die Beschwerden des Lebens ertragen!

„Ich will ein Gärtner werden," sagte Philipp, als er vierzehn Jahre alt war und ein Handwerk lernen sollte. „Es ist schön, immer unter grünen Kräutern und wohlriechenden Blumen zu leben." Allein nach einiger Zeit kam er wieder nach Hause und klagte, er müsse sich da immer zur Erde bücken und darauf herum kriechen; Rücken und Knie thäten ihm davon wehe, und er habe die Gärtnerei aufgegeben.

Hierauf wollte Philipp ein Jäger werden. „Im grünen schattigen Walde," sagte er, „da ist's ein herrliches Leben." Allein bald kam er wieder und beschwerte sich, er könne früh vor Tag die freie Luft nicht vertragen, die ihm bald feucht und nebelig, bald grimmig kalt um die Nase wehe.

Es fiel ihm nun ein, ein Fischer zu werden. „Auf dem hellen klaren Flusse im leichten Schifflein dahinfahren, und, ohne einen Fuß müde zu machen, Netze voll Fische aus dem Wasser ziehen, das ist lustig," sagte er. Allein auch diese Freude war ihm bald verleidet. „Das ist ein nasses Handwerk," sagte er: „das Wasser ist mir ganz zuwider."

Endlich wollte er ein Koch werden. „Dem Koche," sagte er, „müssen Gärtner, Jäger und Fischer Alles einliefern, was sie durch ihren Fleiß gewinnen, und es fehlt ihm nie an guten Bissen." Allein er kam abermal mit Klagen nach Hause zurück. „Es wäre Alles gut," sagte er, „wenn nur das Feuer nicht wäre. Wenn ich so am flammenden Herde stehe, so ist mir nicht anders, als müßte ich vor Hitze verschmelzen."

Allein der Vater gab nun nicht mehr zu, daß Philipp zum fünften Male ein anderes Handwerk wähle, sondern sprach vielmehr in großem Ernste: „Wenn du zufrieden leben willst, so mußt du die Beschwerden des Lebens mit männlichem Muthe ertragen lernen. Wer allem Unangenehmen ausweichen wollte, das die vier Hauptstoffe des Erdballs hie und da für uns haben, der müßte aus der Welt hinausgehen. Denke nur fleißig an das Gute, an dem es deinem gegenwärtigen Stande gewiß nicht fehlt: so werden dir allmählich deine Mühseligkeiten gering erscheinen."

Philipp folgte seinem Vater, und wenn späterhin andere Leute klagten, beruhigte er sie, indem er sagte: „Ich hab's erfahren, was das heißt:

Genieße, was dir Gott beschieden;
Entbehre gern, was du nicht hast;
Ein jeder Stand hat seinen Frieden;
Ein jeder Stand hat seine Last."

98. Der Grenzstein.

Ulrich bewohnte ein hübsches Haus, das mit einem schönen grünen Platze voll fruchtbarer Bäume umgeben war. Die Wiese des Nachbarn stiess daran. Der gewissenlose Ulrich wollte seinen Platz auf Kosten des Nachbarn vergrössern und rückte heimlich bei Nacht den Grenzstein eine ziemliche Strecke weiter in die Wiese des Nachbarn hinein.

Einige Zeit nachher stieg Ulrich an einer Leiter auf einen Baum, Kirschen zu pflücken. Als er ganz oben war, fiel er sammt der Leiter, die zu gerade stand, rückwärts zu Boden nnd zerschmetterte sich an dem Grenzsteine das Genick. Hätte Ulrich den Stein nicht verrückt, so wäre er darüber hinaus gefallen, und hätte sich auf dem weichen Grasboden wenig Schaden gethan. Daher sagt man gleichnissweise:

Wie sorglos wälzt der freche Bösewicht
Den Stein herbei, der ihm den Nacken bricht!

99. Der Jäger und sein Hund.

Ein Jäger hetzte einst seinen Hund auf einen Hasen. „Faß! faß!" rief der Jäger, und der Hund sprang aus allen Kräften, jagte den Hasen weit im Felde umher, erreichte ihn endlich und hielt ihn mit den Zähnen fest. Der Jäger ergriff hierauf den Hasen bei den Ohren und sagte zum Hunde: „Laß! laß!" Der Hund ließ ihn sogleich los, und der Jäger steckte den Hasen in seinen Ranzen.

Mehrere Leute aus dem Dorfe hatten zugesehen, und ein alter Bauersmann unter ihnen sagte: „Diesem Jagdhunde gleicht der Geizige. Der Geiz ruft dem Geizigen zu: „Faß! faß!" und der verblendete Mensch gehorcht, und jagt aus allen Kräften den zeitlichen Gütern nach. Am Ende kommt aber der

Tod und sagt: „Laß! laß!“ und der arme Mensch muß den mit vieler Mühe erjagten Reichthum ungenossen zurücklassen.“

Was sammelst du dir Schätze hier auf Erden,
Die alle dir vom Tod entrissen werden?

100. Sei nicht geizig!

Der reiche Michel ißt trocknes Brod
Und müht und plagt sich täglich halb todt.
Kein Maurer und Zimmermann kommt in sein Haus,
Und Bettler gehen stets leer bei ihm aus.
Ruft ihn zur Kirche das Sonntagsgeläut',
Da brummet Michel: „Ich habe nicht Zeit!“
Er flickt sich selber Kleider und Schuh
Und klagt nur immer: „Es langt nicht zu!“
Dabei müssen fleißig hinein zu den andern
Die harten Thaler in den Kasten wandern.
Er findet keine Freud' an der schönen Natur,
Bewachet ängstlich den Geldkasten nur.
Du thörichter Michel, voll Geiz und Gier,
Schon morgen vielleicht kommt der Tod zu dir!

101. Feuriges Wasser.

Was nicht dein ist, Kind, das rühr' nicht an; denn es brennt, und einmal hat es einem Knaben sogar das Herz abgebrannt, weil er demselben sein unrechtmäßig Verlangen stets allzu dienstfertig gestillt hat. Der nahm, wie eine Elster, Alles, was ihm gefiel, heimlich hinweg, obgleich er wußte, daß das eine Sünde ist, die einem in manchem Lande das Quartier in der Luft zwischen Himmel und Erde anweis't, als Klöppel in die Feldglocken, oder wenigstens ein feurig A B C auf den Rücken brennt, daß, wenn er das Wamms auszieht, alle Welt lesen kann, weß Geistes Kind der Gebrannte ist. Dieses Mal aber hat das kalte Wasser die Feuerstelle vertreten, und jenem Jungen ein Maal auf die Brust gebrannt, daß ihm der Athem böser Begierden gleich ausging. Einmal stahl er nämlich ein paar Steine ungelöschten Kalkes, und versteckte sie in seinem Busen. Gleich darauf begegnete ihm ein Kamerad, der zwei Pferde in die Schwemme ritt. Unser Diebsjunge saß sogleich auf dem andern Pferd, und nun ging's im vollen Jagen nach der Schwemme. Mitten im Wasser aber fiel's dem Pferd ein, sich zu legen, und Spitzbübchen fiel herunter. Weil er aber schwimmen konnte, so

schwamm er eine gute Strecke fort. Auf einmal aber fing er an, jämmerlich zu schreien: „Helft, helft, ich verbrenne!“ — Aber die Leute, die ihn schwimmen sahen, meinten, er habe sie zum Besten, weil ja kaltes Wasser nicht brenne. Der Junge sank ein paar Mal unter und kam ein paar Mal wieder herauf, einmal mit dem Kopf, das andere Mal mit den Beinen und das dritte Mal ganz, aber auch ganz — todt. Der brennend gewordene Kalk hatte durch die Haut bis in's Innere gefressen. — Gelt, Kind, was nicht dein ist, das rühr' nicht an; denn es brennt — zum Wenigsten auf dem Gewissen!

102. Meister Pfriem.

Meister Pfriem hatte die böse Gewohnheit an sich, daß er Alles an Andern tadelte, und daß ihm Niemand Etwas recht thun konnte. Wenn er von seiner Werkstätte aus Zimmerleute arbeiten sah, so führte ihm Einer das Beil nicht recht; der Andere legte ihm das Wagscheit nicht genau an, und Alle arbeiteten ihm zu langsam, zu linkisch. Standen Mädchen am Waschtroge vor seinem Fenster, so tadelte er an ihnen, daß sie gern schwätzten, das Wasser verschütteten, die Wäsche nicht schonten, woran er wohl recht haben konnte. Ging er über die Straße oder vor das Thor und er sah ein Fuhrwerk oder eine Kutsche, so blieb er stehen und schüttelte den Kopf und sagte wohl: „Die Pferde sind zu kurz angespannt; der Wagen ist nicht gut geladen; der Kerl versteht nicht im Geleise zu fahren.“ Und so machte er's bei Allem, was er sah; und er achtete nicht des Sprichworts: „Schuster, bleib bei deinem Leisten!“ Und die Leute sagten mit Recht von ihm: „Dem Meister Pfriem könnte es ein Engel vom Himmel nicht recht machen.

Einstmals träumte ihm, er sei gestorben. Er kommt vor die Himmelsthür, und Sct. Peter läßt ihn hinein, jedoch mit Verwarnung, daß er zu Allem still schweigen und ja nichts tadeln solle, was er auch sehen möge. Meister Pfriem verspricht's. Wie er nun so im Himmel sich befand unter den lieben Engeln und Heiligen und vor sich hinschaute, da sah er zwei Engel vorbeigehen, welche einen Balken nach der Quere trugen, daß sie allenthalben damit anstießen. Meister Pfriem war schon Willens, zu tadeln; doch besann er sich noch und dachte: „Wenn man nur durchkommt, so ist's zuletzt gleich viel, ob man den Balken so oder so trägt. — Nach einer Weile, als er wieder aufschaute, bemerkte er zwei Engel, welche aus einem Brunnen

Wasser schöpften in ein durchlöchertes Faß. Meister Pfriem dachte bei sich, der Warnung eingedenk: „Hm! wer eben nichts Besseres zu schaffen hat, der mag so Etwas auch thun, wenn's ihm Vergnügen macht. — Bald darauf, als er sich umsah, gewahrte er einen Wagen, der in einem tiefen Loche stecken geblieben war; und es kam ein Engel herbei und spannte zwei Pferde vorne und zwei hinten an. Da das Meister Pfriem sah, kam er ganz außer sich und sagte: „Talk, was machst du denn?" Und er wollte den Engel zurecht weisen. Es hatte ihn aber schon ein anderer gepackt, der ihn nun zur Himmelsthüre hinaustrillte. Unter der Thüre blickte Meister Pfriem nochmals hinein, zu sehen, was aus dem Wagen geworden. Und sieh da! der Wagen ging in die Höh', von den vier geflügelten Pferden getragen. — Hiemit erwachte Meister Pfriem. — Und nun, was glaubt ihr, liebe Zuhörer, was zu lernen sei aus der Geschichte von Hans Pfriem?

103. Menschliche Schönheit.

Liebenswürdig möcht' ich sein,
Jedermann gefallen!
Doch, wie nimmt man Herzen ein?
Wie gefällt man Allen?

Macht's die Stirn, die fleckenlos
Blondes Haar umziehet,
Eine Wange, wie die Ros'
Unter Lilien blühet?

Hilft ein Auge, hell und rein,
Wie die Bergkrystallen,
Zähne, wie das Elfenbein,
Lippen, wie Korallen?

Thut's ein Körper, wohlgebaut,
Voll und schön zum Malen,
Wo die sanfte, weisse Haut
Adern blau durchstrahlen?

Lieblich, doch vergänglich sind
Aller Schönheit Farben
Gleich den Blumen, die geschwind
Nach dem Frühling starben.

Nein! nur wo mit Edelmuth
Sich die Stirne schmücket,

Menschenlieb' in voller Gluth
Aus den Augen blicket;
  Auf der Wange Sittsamkeit
Neben Rosen stehet,
Und des Mundes Lieblichkeit
Weisheit ernst erhöhet;
  Wo Bewegung, Stimme, Gang
Leib und Glieder zieret
Und, wie lieblicher Gesang,
Gleich beim Anblick rühret;
  Wo das Herz, mit Lieb' erfüllt,
Gegenlieb' erwecket,
Und die Menschheit Gottes Bild
Ueberall entdecket: —
  Da ist Schönheit, Trefflichkeit,
Lieb' und Wohlgefallen;
Da gefällt man allezeit,
Da gefällt man Allen.

104. Verzage nicht!

Einen arbeitsamen frommen Bauersmann, der mit allem Fleiße Böses vermied und in allen Stücken gut handelte, trafen vor Allem mancherlei Unglücksfälle. Kam eine Viehseuche, so litt sein Vieh, kam Mißwachs, so litten seine Felder zuerst und zumeist. Gott ergeben ertrug er es ohne Murren. Als aber sein Haus und Hof zum zweiten Mal abbrannte, fing er doch an, im Vertrauen auf Gott wankend zu werden. Unmuthig und verzagt ließ er die Hände bei der schweren Arbeit sinken und meinte, es nütze ihm ja doch nichts. Da fielen seine Augen auf die Kinder des ärmsten Mannes im Dorfe, die so fröhlich sangen und herum sprangen und nicht dachten an die Brodnoth, die so häufig bei ihnen einkehrte. Und der gebeugte Mann gedachte bei sich selbst: „Diese Kinder haben einen armen Vater und sind so froh, und du hast einen so reichen Gott und willst verzagen? Nein, das will ich nicht!" — Hiermit fing er fröhlich Alles wieder mit Gott an, und die göttliche Hilfe ließ ihn nicht zu Schanden werden.

105. Das betende Kind.

Eine arme Wittwe sprach eines Morgens zu ihren fünf unerzogenen Kindern: „Liebe Kinder, ich kann euch diesen Mor-

gen nichts zu essen geben! Ich habe kein Brod, kein Mehl, kein einziges Ei mehr im Hause! Bittet doch den lieben Gott, daß er uns helfe; denn er ist reich und mächtig und sagt ja selbst: Rufe mich an in der Noth, so will ich dich erretten!"

Der kleine Christian, der kaum sechs Jahre alt war, machte sich nüchtern und sehr betrübt auf den Weg in die Schule. Er kam an der offenen Kirchenthüre vorbei, ging hinein und kniete vor dem Altare nieder. Da er Niemanden in der Kirche sah, so betete er mit lauter Stimme: „Lieber Vater im Himmel, wir Kinder haben nichts mehr zu essen. Unsere Mutter hat kein Brod und kein Mehl mehr, nicht einmal ein Ei. Gib uns doch Etwas zu essen, damit wir sammt unserer lieben Mutter nicht verhungern müssen! Ach ja, hilf uns! Du bist ja reich und mächtig; du kannst uns leicht helfen, und du hast es uns noch dazu versprochen!"

So betete Christian in seiner kindlichen Einfalt und ging dann in die Schule. Als er nach Hause kam, erblickte er auf dem Tische einen großen Laib Brod, eine Schüssel voll Mehl und ein Körblein voll Eier. „Nun, Gott sei Dank!" rief er freudig; „Gott hat mein Gebet erhört. Sage doch, liebe Mutter, hat ein Engelein dieses Alles zum Fenster hereingebracht?"

„Nein," sagte die Mutter, „aber Gott hat dein Gebet dennoch erhört. Als du am Altare betetest, kniete die Frau Amtmännin in ihrem vergitterten Kirchenstuhl. Du konntest sie nicht sehen; aber sie hat dich gesehen und dein Gebet gehört. Deßhalb hat sie uns dieses Alles geschickt; sie war der Engel, durch den Gott uns geholfen hat. Kinder, so danket denn Alle Gott; seid fröhlich — und vergeßt in eurem Leben nicht den schönen Spruch:

Gott kann dich wunderbar erhalten,
Vertrau auf ihn, und laß ihn walten."

106. Dem Heilande.

O könnt' ich gleichen deinem Bilde,
Du lieber Heiland, Jesus Christ!
Du siehst mich an so lieb und milde,
Weil du die Liebe selber bist.

O möcht' ich nie dein Herz betrüben;
An deine Brust zieh mich hinan,
Und lehr' mich so die Menschen lieben,
Wie du, mein Heiland, es gethan!

Du hast für sie gelebt, gelitten,
Für sie am Kreuze floß dein Blut;
Ich will tagtäglich zu dir bitten:
O mach' mich rein, o mach' mich gut!

Ja, mach' mich rein von aller Sünde,
Daß ich dein Auge freundlich seh',
Und daß ich einst dich wiederfinde
Und hin zu deinen Engeln geh'!

107. Fragen nach Gott.

Wer lehrt die Vögel singen
So süss und mannigfalt
Und Hirsch' und Rehe springen
Im grünen Buchenwald?

Wer heisst die Winde wehen
Bald stürmisch und bald leis'
Und Jahreszeiten gehen
Im wundervollen Kreis?

Und wer die Bächlein gleiten
Herab von stolzer Höh'
Und stolz die Ströme schreiten
Zur weiten tiefen See?

Wer hat den Tag gezieret
Mit gold'nem Sonnenschein?
Und wer am Himmel führet
Die tausend Sternelein,

Dass sie gleich guten Kindern
Still gehen ihre Bahn
Und nicht einander hindern
Und sich nicht stossen an?

O sag', wer ist der Eine,
Der Meister, so geschickt,
Der mit so reichem Scheine
Die Blümlein hat geschmückt?

Der hoch am Himmelskreise
Sein Zelt gespannet aus
Und auch mit treuem Fleise
Gebaut der Schnecke Haus?

Der über Länder zücket
Die Blitze, weiss und blau,
Und dann das Feld erquicket
Mit kühlem frischen Thau?

Den Meister, gross und milde,
Den nenne mir geschwind,
Der dich mit seinem Bilde
Geziert, mein liebes Kind!

Und der, bist du gegangen
Dem stillen Grabe zu,
Dich jenseits wird empfangen
In seiner ew'gen Ruh'!

Und kannst du ihn mir nennen,
So folge ihm auch fromm;
Dann wird er dich auch kennen
Und sprechen: »Sei willkomm'!«

108. Wenn auch vor deiner Thür' einmal ꝛc.

Wenn auch vor deiner Thür' einmal
Wohl Arme seufzend steh'n:
Merk' auf, ob nicht in ihrer Zahl
Der Herr sei ungeseh'n!

Auch wenn ihr Ruf so weh und bang'
Erschallt zu dir hinein:
Horch auf, ob seiner Stimme Klang
Nicht möchte d'runter sein!

O, nicht so fest und eng verschließ'
Die Thüren und das Herz;
Ach, wer den Heiland von sich stieß',
Was träfe den für Schmerz!

Drum öffne mild und mitleidsvoll
Dem Flehenden dein Haus;
O, reiche gern der Liebe Zoll
Dem Dürftigen hinaus!

Denn ehe du dir's wirst verseh'n,
Ist's dein Herr Jesus Christ;
Der wird durch deine Thüre geh'n,
Weil sie so gastlich ist.

Und ehe du ihn noch erkannt —
So arm erschien er dir —,
Erhebt er seine heil'ge Hand
Zum Segen für und für;

Zum Segen über deinen Tisch
Und über all' dein Gut,
Und über deine Kinder frisch
Und deinen frohen Muth;

Zum Segen über deine Zeit,
Die du hienieden gehst,
Und über deine Ewigkeit,
Da du dort oben stehst;

Dort oben, wo er dann die Thür'
Dir auf mit Freuden thut,
Wie ihm und seinen Brüdern hier
Du thatst mit frommem Muth.

109. Bilde deinen Geist aus!

Hilf, daß ich meines Geistes Kräfte
In frühster Jugend übe;
Beständig sei es mein Geschäfte,
Zu bilden edle Triebe!

Dich, meinen Schöpfer zu erkennen,
Gabst du mir die Gedanken;
Von Liebe soll mein Herz entbrennen
Und im Vertrau'n nicht wanken.

Mein Wille stark und kräftig werde,
Dein Wort stets zu erfüllen;
Dann habe ich auf dieser Erde
Gelebt nach deinem Willen.

B. Geographisches.

1. Deutschland.

Das herrliche Land vom Adriameer und den hohen Alpen bis zur Nord- und Ostsee, dann von den Ufern der Maas und Schelde bis zur March, Oder und dem Ausflusse der Weichsel ist unser geliebtes deutsches Vaterland. Auf seinem Flächenraume von ungefähr 12,000 Quadratmeilen leben über 40 Millionen Menschen. Diese sind fleißig, betriebsam, nachdenkend, in Künsten und Wissenschaften erfahren und finden unter ihrem gemäßigten und gesegneten Himmel Alles, was sie zur Förderung des Leibes und Geistes bedürfen.

Die Bodenbeschaffenheit Deutschlands ist viel mannigfaltiger, als die der meisten andern europäischen Länder. Während an seiner nördlichen Küste eine ungeheure Ebene hinzieht, die so niedrig liegt, daß sie zum Theil durch Dämme gegen die Fluthen des Meeres geschützt werden muß, erheben sich an seinem südlichen Rande bedeutende Erhöhungen, von deren Gipfeln viele mit ewigem Schnee und Eis bedeckt sind. Zwischen diesen höchsten und tiefsten Landstrichen liegen die Hochebenen, die Gebirge und das Hügelland von Mittel- und Süddeutschland. Die Gebirge enthalten in ihrem Innern nicht nur reiche Schätze an Gold, Siber, Eisen und Salz, sondern sie entsenden auch nach allen Richtungen Flüsse und Ströme, an deren Ufern sich prächtige grasreiche Wiesen und angenehme fruchtbare Thäler ausbreiten. Auch ist Deutschland reich an stattlichen Waldungen, die verschiedenes Wild beherbergen und gutes Bau- und Brennholz liefern. Die Felder sind zu jeglichem Anbau fähig und tragen vornehmlich Getreide, Oel- und Handelspflanzen. Fruchtbäume prangen in unermeßlicher Menge und in jeglicher Art vom Holzapfel bis zur lieblichen Pfirsich. Die südlichen Gegenden bringen Wein hervor; auf den üppigen Weiden hüpfen Pferde, Rinder, Schafe und Ziegen; auf den Gewässern schwimmen Gänse und Enten, und in den Wäldern und Höfen ist Geflügel allerlei Art.

Deutschland besteht aus einer Anzahl größerer und kleinerer Staaten, welche sich gegen den Neid, die Habsucht und den

Uebermuth fremder Völker auf nichts als ihre eigene Kraft, auf ihre Einigkeit und sittliche Macht verlassen können. Die deutschen Fürsten haben daher unter sich einen Bund geschlossen und einander angelobt, vereint gegen jeden Feind zu kämpfen, der es wagen sollte, die Ruhe und das Glück ihrer friedliebenden Völker zu stören.

2. Gruß an das Vaterland.

Gegrüßt du, Land der Treue,
Du deutsches Vaterland!
Froh leist' ich dir auf's Neue
Den Eid mit Mund und Hand!

Gegrüßt, du Land der Treue,
So reich an Korn und Wein;
O Wonne sonder Reue,
Dein eigen stets zu sein!

Gegrüßt, du Land der Treue,
Mit Eichen frisch und grün;
O gib, daß ich mich freue
Noch lang' in deinem Blüh'n!

Gegrüßt, du Land der Treue,
So stark in Zeit und Noth;
Begehrst du mich, so scheue
Ich Qualen nicht und Tod.

Gegrüßt, du Land der Treue,
Das mir das Leben gab;
Von deinen Eichen streue
Ein Blatt nur auf mein Grab!

3. Gebirge in Süddeutschland.

a) Die Alpen breiten sich wie Reihen erhabener Dome zwischen Deutschland und Italien aus. Die einzelnen Alpenzüge haben ihre Namen von den Ländern, in welchen sie sich befinden. Man spricht daher von bayerischen, östreichischen, steyerischen, Salzburger / und Tyroler Alpen. Aus der Mitte der Alpen erheben sich viele hohe Berge, wie der Ortles in Tyrol und der Großglockner in Salzburg. Der höchste Berg der Alpen, der Montblanc, ist jedoch nicht in Deutschland, sondern in Savoyen. Die Alpen werden in allen Richtungen durch Spalten, Schlünde und Thäler zerrissen, aus welchen die grünen Gebirgswasser her-

vorstürzen. Nach ihrer Höhe ist die Natur der Alpen sehr verschieden und hat auf deren Bewohnbarkeit und Pflanzenwuchs den größten Einfluß. Man unterscheidet bei ihnen in dieser Beziehung vier Regionen, nämlich die untere Region, bedeckt mit Dörfern und Städten; die Waldregion, von schmalen steilen Pfaden durchzogen; die Alpregion mit den Sennhütten der Hirten; und die Felsregion, die aus öden unzugänglichen Gegenden und todten Schneefeldern besteht. Besonders bemerkenswerth sind die Gletscher und die Lawinen. Jene sind große oft mehrere Stunden lange Eismassen; diese sind ungeheuere Schneeklumpen, welche an den Bergen herabrollen und nicht selten großen Schaden anrichten. Eine wunderbar schöne Erscheinung ist das Alpglühen am Morgen und Abend bei heiterem Wetter.

b) Nach den Alpen gehört zu den interessantesten Gebirgen Deutschlands der Schwarzwald in der Ecke, welche der aus der Schweiz kommende Rhein macht. Von seinem höchsten Punkte, dem Feldberg aus verbreitet sich der Schwarzwald längs des Rheins durch Baden und längs der auf ihm entspringenden Donau nach Schwaben. Seinen Namen hat er von seinen düsteren Wäldern, welche immer noch die ebneren Gegenden und selbst Holland mit Holz versorgen, das in großen Floßen den Rhein hinabgesendet wird. Doch nur die hohen Gipfel und Flächen, welche für Getreidebau zu kalt sind, sind stark bewaldet; in den Thälern an den Bächen nach dem Bodensee und Rhein hin ist es fruchtbar und schön, und es fehlt nicht an zartem Obst und selbst nicht an gutem Wein. Weiter oben aber müssen sich die Leute durch allerlei Kunstarbeiten ihr Brod erwerben. Da verfertigen sie die bekannten hölzernen Uhren und schnitzen Thierbilder aus Holz, flechten Strohhüte oder arbeiten in den zahlreichen Glashütten. Da sie sparsame Leute sind, so sind sie in ihrer Armuth doch nicht arm, bleiben bei ihrer Landestracht und Sitte und zeigen, wie die Schwaben überhaupt, große Vorliebe für ihr Vaterland.

An der südwestlichen Grenze Würtembergs beginnt eine sanftansteigende Hochebene, welche nach Osten und Norden hinzieht. Dieses ist die Alp; einzelne Theile derselben sind der Hardt und die rauhe Alp. Die Gewässer der Alb fließen nach zwei entgegengesetzten Richtungen dem Neckar und der Donau zu. Die Albthäler sind um ihrer Schönheit willen berühmt und zur Blüthezeit von Fremden viel besucht. Der üppige, reich bewässerte mit einem Wald von Obstbäumen besetzte Wie=

sengrund ist dann wie von einem Blüthenmeer übergossen, aus welchem die Dörfer freundlich wie Inseln hervortauchen.

c) Aehnlich dem Schwarzwalde ist der Odenwald, welcher jenen jenseits des Neckars fortsetzt und bis in die Nähe des Mains reicht. Seine Berge erreichen jedoch die Höhe des Schwarzwaldes nicht, werden deßhalb auch weit früher vom Schnee befreit und lassen allenthalben den Ackerbau zu. Auch herrscht in dem Odenwalde das freundlichere Laubholz vor. Besonders schön sind die dortigen Buchenwälder. Nach dem Thale oder der Ebene des Rheins zu ist der Odenwald noch schärfer abgeschnitten, als der Schwarzwald. Es ist, als wäre eine Reihe Bergkegel nach der Schnur dahingesetzt. Darum heißt die darunter hinlaufende Landstraße die Bergstraße, und nach dieser so die ganze reizende Gegend. Dort zwischen Darmstadt und Heidelberg ist eine herrliche Natur (das deutsche Paradies): von den Bergen die weitesten vortrefflichsten Aussichten, an den Abhängen Wein, Mandeln, Kastanien und Pfirsiche. Die Ebene ist mit Dörfern besäet; der Rhein gleicht einem silbernen Streifen, mit den Thürmen ehrwürdiger Städte besetzt. Jenseits erblickt man in blauer Ferne den Donnersberg, welcher die Verbindung zwischen den französischen Vogesen und dem zu Preußen gehörigen Hundsrück macht. Nun folgt das Mainthal, welches man als die Scheide zwischen Nord- und Süddeutschland ansehen kann.

4. Das Alpenlied.

Auf hoher Alp wohnt auch der liebe Gott;
Er färbt den Morgen roth,
Die Blümlein weiss und blau
Und labet sie mit Thau.
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt.

Auf hoher Alp von kräuterreichen Höh'n
Die Lüftlein lieblich weh'n,
Gewürzig, frei und rein.
Mag's wohl sein Odem sein?
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt.

Auf hoher Alp erquickt sein milder Strahl
Das stille Weidethal;
Des hohen Gletschers Eis
Glänzt wie ein Blüthenreis.
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt.

Auf hoher Alp des Giessbachs Silber blinkt;
Die kühne Gemse trinkt
An jäher Felsen Rand
Aus seiner hohlen Hand.
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt.

Auf hoher Alp in Schaaren, weiss und schön,
Die Schaf' und Zieglein geh'n
Und finden's Mahl bereit,
Dass sich ihr Herze freut.
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt.

Auf hoher Alp der Hirt sein Heerdlein schaut;
Sein Herze Gott vertraut,
Der Geiss und Lamm ernährt,
Ihm auch wohl gern beschert.
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt.

5. Der Hohenzollern.

Von Hechingen aus sieht man den Hohenzollern, von allen Seiten freistehend, vor sich. Fast 2700 Fuß hoch strebt er empor gegen die Wolken, welche oft sein stolzes Haupt umhüllen. Zerstört, wieder aufgebaut und durch die Stürme der Zeit wieder in Zerfall gerathen, bietet doch die alte Stammburg nicht den düsteren Anblick einer in Schutt verfallenen alten Ritterburg dar, sondern erhebt sich, durch die Sorgfalt der Hohenzoller'schen Fürsten gut erhalten, erneuert und erweitert in alter stolzer Größe.

Ein steiler steiniger Weg führt den Wanderer, der von Hechingen oder Balingen herkommt, den senkrechten Kalkfelsen hinan, welchen die alte Feste mit ihren früher verfallenen, jetzt wieder hergestellten Thürmen, Zinnen und Basteien krönt. Ein bequemerer Pfad zieht sich von der Kapelle zum heiligen Kreuz nordöstlich am Waldsaume hin und bei dem so freundlich im Grünen geborgenen Kirchlein Maria-Zell vorüber auf die Hochebene am Fuße des Kegels. Rüstige Bergsteiger aber wählen lieber den anmuthigen Fußpfad, welcher auf der Nordseite durch den schattigen Laubwald gerade hinaufführt zu dem im Südosten der Burg befindlichen Außenwerke. Ueber einen Vorhof schreitend, gelangt man dann durch den ehemals mit sechs auf einander folgenden Thoren verwahrten Haupteingang, dessen letz-

tes Thor mit einem neueren Thurme überbaut ist, in den inneren Burghof.

Die ganze Feste bildet ein längliches Viereck. Die weitläufigen Ringmauern stammen noch aus dem 15. Jahrhundert, sind aber erneuert und fester gemacht. In der Mitte des Hofes befindet sich eine uralte breitästige Linde und ein eben so alter Ziehbrunnen, der mit einem neuen Häuschen überbaut ist. Davor ist eine fast verschüttete und überwachsene Vertiefung, in welcher noch bis zum Jahre 1830 ein von einer Markgräfin von Baden im Jahre 1672 geschenktes Wasserbecken, die sogenannte „Baden'sche Wanne," von zolldickem Kupfer, 30 Fuß tief und 10 Fuß breit, eingesenkt war. Rechts davon befanden sich drei Mühlen, eine Roß-, Tret- und Handmühle; sie waren über einander angebracht. Der einzige Ueberrest aus der uralten Zeit der Burg ist das Sct. Michaelskirchlein. In einem Saale sind die Ueberbleibsel des ehemaligen Zeughauses aufgestellt; da kann man Schlachtschwerter, Speere, Lanzen, Streitkolben, Aexte und Säbel, Morgensterne, Feuerbüchsen und Doppelhaken, Helme, Pickel- und Sturmhauben, Drathhemden, Panzer und Kürasse sehen.

Auf altem Grunde ist ein neuer Wartthurm gebaut, von dem aus man eine weite Aussicht nach allen Himmelsgegenden hin hat. Gleich am Fuße des Berges zeigen sich freundliche Dörfchen, deren Bewohner sich so nahe anbauten, um Schutz unter der Burg zu haben. Im Halbkreise lagern sich nach Süden und Osten frische Wälder. Gegen Norden schweift der Blick über die fruchtbare Au, das Gäu genannt, bis nach den Bergen von Calw im Würtembergischen; in Westen sieht man den Schwarzwald in seiner ganzen Ausdehnung; in dämmernder Ferne tauchen am westlichen Horizont die Vogesen empor und in Süden aus den Nebelstreifen des Bodensee's die Thurer Alpen mit dem hohen Säntis und die zackigen Gipfel der Bündner und Appenzeller Alpen.

Die Burg war schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts dem gänzlichen Verfalle nahe. Als im Jahre 1819 Preußens hochherziger König Friedrich Wilhelm IV., damals noch Kronprinz, auf einer Reise in das Land seiner Väter das ehrwürdige Stammschloß in fast verfallenem Zustande sah, wurden nicht lange darnach, im Jahre 1823, gerade 400 Jahre nach Zerstörung der alten Burg, Anstalten getroffen, um dem weiteren Verfalle vorzubeugen.

Malerisch ragen nun die riesigen Mauern der Kaserne, des Schlosses und der beiden Burgkapellen mit ihren vielen Erkern und Thurmspitzen empor und gewähren fast den Anblick einer kleinen Stadt.

6. Das Fichtelgebirg.

In der Mitte von Deutschland erhebt sich das Fichtelgebirg. Es hat seinen Namen von den Fichtenwäldern, die seine Gipfel, den Schneeberg, den Ochsenkopf u. s. w. bedecken. In Nordwesten stößt es an den Thüringerwald, von diesem nur durch das Thal der Rodach geschieden; gegen Nordosten hängt es mit dem Erzgebirge zusammen; gegen Osten verlaufen sich bis zu seinen Vorbergen heran einzelne Züge des Böhmerwaldes. Seine Bergketten bestehen aus verschiedenen Steinarten. Zwar zählt man im Umkreise des Gebirges gegen 30 Mineralquellen; allein nur wenige davon haben einen Ruf gewonnen. Ueber dem Gebirge wölbt sich ein rauher Himmel, und früh schon fällt der Schnee und bedeckt Gebirge und Thäler mit gewaltigen Massen 7 Monate hindurch. Doch wenn einmal Alles tüchtig verschneit ist, werden die glatten Schlittenbahnen zu sichern Landstraßen, auf welchen sich der Verkehr lebhaft und munter an den Bergen hinbewegt, mitten in der wunderbaren Schöne einer auch in ihrer Erstarrung erhabenen Natur. Da blitzen durch das schwärzliche Grün des Fichtenwaldes die eisigen Kuppen, und im Rieseln des Schnees ziehen Regenbogen ihre sieben Farben am Himmel hin. Aber durch die reizende Winterlandschaft toben häufig von Norden und Osten her unerträgliche Stürme, und in ihrem Geleite herrscht mondenlang ein tödtlicher Frost. Die sonnigsten Tage des Frühlings leiden nicht selten an solchen Stürmen; selbst im Sommer durchwehen sie zuweilen die Thäler und werden den zarteren Pflanzen verderblich. Im Jahre 1809 mußten die Bewohner von Bischofsgrün die Heuernte mit Handschuhen verrichten. Selbst im heißen Sommer drückt der Höhenrauch auf Berg und Thal. Wahrhaft schöne Tage hat man meist nur den August und September hindurch; und alsdann wird die Hitze eben so übermäßig, als es vorher die Kälte war. Trotz dem ist die Luft gesund und den Bewohnern zuträglich.

Im Fichtelgebirg erreichen die Menschen nicht selten ein Alter von 70 bis 80 Jahren, und die Greise arbeiten in Rüstigkeit bis an ihr Ende. Dabei sind die Bewohner kräftig bis zur Rauhheit, doch stets bereit zur freundlichen Hilfeleistung,

tapfer, kriegsmuthig in voller Anhänglichkeit an das deutsche Vaterland. Wo es nur irgend möglich ist, haben die fleißigen Bewohner auf gesprengten Felsen, im gelichteten Walde und in ausgetrockneten Mooren fruchttragenden Boden geschaffen; wo der steile Abhang den Pflug nicht duldet, da muß die Hacke das steinige Feld zur Aussaat bereiten. Und für die unsägliche Mühe gibt die Ernte nur geringen Lohn; denn das Getreide trägt magere Aehren; nur die Kartoffeln sind so ergiebig, wie schmackhaft, und der Flachs geräth so wohl, daß er weit und breit mit großem Nutzen verkauft wird. An Obst und Gemüse dagegen baut man wenig, und die ehemals allgemein verbreitete Bienenzucht ist fast auf Nichts herabgekommen. Der wahre Reichthum des Landes sind der Bergbau, die Viehzucht und die Forsten, die dessen größeren Theil bedecken. Die Bergleute sind noch stets ausgezeichnet durch frommen Ernst, die Hüttenarbeiter durch lebhafte Offenheit der Rede, die Holzhauer und Köhler durch unermüdete Thätigkeit und unzerstörbare Liebe zu ihrem mühseligen Berufe und zum Waldleben. Dabei gewahrt man überall eine aufklärende Bildung, eine vernünftige Einsicht von den Dingen der Welt neben herzlicher Gutmüthigkeit und anspruchloser Gastlichkeit.

7. Die fränkische Schweiz.

Diese breitet sich im nordöstlichen Franken zwischen den Städten Bayreuth und Erlangen aus und wird von den Vorbergen des Fichtelgebirgs gebildet. Sie ist schön, sehr schön, reizend, wild und lieblich in reicher Abwechslung. Ihre Thäler sind von dem weichsten Wieswachs bedeckt, von krystallklaren schäumenden Flüßchen durchströmt, eingeengt bald von schönen Waldbergen, bald von wildherniederschauenden Felsen mit Schlössern und Ritterburgen. Von den Flüssen vereiniget sich die Aufseeß bei Muggendorf mit der Wiesent, und diese bei Forchheim mit der Regnitz. Die Felsen sind überall auf wunderbare Weise zerklüftet, zertrümmert und durch Höhlen unterwölbt. Schon seit Menschengedenken wallen in jedem Sommer zahlreiche Schaaren Fremder von nah und fern dem reizend gelegenen Marktflecken Muggendorf zu, um von hier aus die Thäler zu durchwandern, die Berge zu erklimmen und in deren unterirdische Dome hinabzusteigen. Von Forchheim kommend, betritt man bei Streitberg die fränkische Schweiz, dessen Höhe die schönste Aussicht über das mit zahlreichen Ortschaften geschmückte Wiesentthal darbietet.

Auf dem Wege von da nach Muggendorf stellt sich die Ruine Neideck dar, welche auf einem schroffen Felsen ruht. Von Muggendorf aus besucht man vier höchst merkwürdige Höhlen: die Rosenmüllers=, Oswalds=, Wunders= und Witzhöhle, in welchen uns die wunderbarsten Tropfsteingebilde, Lager von Knochen und große Wasserbecken entgegentreten.

Auf einer andern Wanderung erreicht man das Dorf Engelhardsberg, und wendet sich von da aus zum Adlerstein, einem hohen durch eine Treppe zugänglich gemachten Felsen mit herrlicher Aussicht über alle hervorragenden Plätze und Schlösser der Gegend und bis zum Fichtelgebirg. Von da geht es wieder zurück nach Engelhardsberg zur Riesenburg. Diese ist eine natürliche Felsengruppe mit Klippen und Thürmen. Wieder in das Thal durch ein sehr großes natürliches Felsenthor hinabgestiegen, gelangt man zu dem schon in der Ferne gehörten Wasserfalle beim Zusammenflusse der Aufseeß und Wiesent, Toos genannt, dem Mittelpunkte dreier hier zusammenlaufender Thäler. Das Rabenecker Thal führt uns zu der altersgrauen bewohnten Burg Rabeneck, welche von hohen schroffen Felsen ernst in das Thal hinabblickt. Eine halbe Stunde weiter liegt das Schloß Rabenstein, in dessen Nähe sich die König Ludwigs=Höhle mit großartigem erhabenen Dome nnd die große neuentdeckte Zoolithenhöhle mit Ueberresten des Mammuths und des Höhlenbären befinden.

Merkwürdige Höhlen liegen auch in den Umgebungen der alten Burgruine Gailenreuth, nämlich die Kappshöhle, welche nur mit Hilfe eines Seiles erstiegen werden kann, aber ein weites mit den herrlichsten Tropfsteinfahnen geziertes Gewölbe enthält; dann die Gailenreuther Zoolithenhöhle, welche aus drei bis vier übereinander gewölbten Etagen besteht, die wiederum in Kammern getheilt und angefüllt sind mit Ueberresten von Bären, Löwen, Hyänen, Wölfen und Katzen, die hier ihr Grab gefunden haben.

Auf einer anderen Wanderung ebenfalls durch das Wiesentthal zeigt sich auf schwindelnder Höhe das Felsenschloß Gösweinstein. Von unten betrachtet, gewährt es den Anblick, als könne es von seinen Klippen in das Thal hinabstürzen. Am Fuß des Berges breiten sich vier Thäler aus. Erklimmt man dessen Rücken, so wird man überrascht, oben nicht nur einen hübschen Marktflecken mit einer Wallfahrtskirche und einem Kloster, sondern auch die reizendste Aussicht zu finden. Eine Stunde

von hier kommen wir zu dem Städtchen Pottenstein, welches sich durch seine wahrhaft malerische Lage auszeichnet.

8. Der Fluss.

Oben auf dem Berge ist die Quelle; daraus strömt der Fluss brausend und schäumend hervor und eilt hinunter in das Thal. Unterwegs begegnet ihm das Bächlein und ruft: „Nimm mich mit, Bruder!“ Und er öffnet ihm sein Bett und sagt: „Komm her, Brüderchen, fliesse an meiner Seite!“ Und das Wasser des Flusses und das Wasser des Bächleins fliessen nun friedlich zusammen zwischen den Blumen des Ufers. Die Fische schwimmen darin, und die kleinen Fischlein spielen auf der Oberfläche. Da kommen die Fischer mit ihrem Nachen; den treiben sie mit ihren Rudern, und werfen ein Netz aus, und fangen die Fische und die Fischlein. Die kleinen lassen sie wieder in's Wasser, bis sie grösser gewachsen sind; die grossen aber tragen sie nach Hause, wo sie gesotten oder gebacken werden. Aber der Fluss kommt an die Stadt mit den hohen Thürmen, den schönen Häusern und den vielen Menschen; die haben eine Brücke über ihn gebaut und gehen herüber und hinüber, und er muss ruhig darunter herfliessen. Dann aber kommt er an die schönen Felder und die grünen Wiesen und guckt hinein und möchte gern darin herumgehen. Da schmilzt der Schnee, und der Regen fällt vom Himmel, und die Gewässer des Flusses steigen, bis sie über den Damm hinausströmen, der sie zurückhalten sollte. Sie dringen in die Felder und die Wiesen, und die ganze Ebene wird ein See. Doch es dauert nicht lange, da kehrt der Fluss in sein Bett zurück und fliesst wieder ruhig zwischen den Ufern weiter und immer weiter. Da kommen die Schiffe mit ihren Mastbäumen und mit ihren bunten Fähnchen, die im Winde flattern, und mit den weissen Segeln, die der Wind aufbläht wie die Leinwand auf der Bleiche. Auf den Schiffen sind Männer mit faltigen Hosen und bunten Jacken; die klettern an den Seilen hinauf und spannen die Segel; es sind Matrosen. Die Matrosen sehen in das spiegelhelle Wasser, grüssen den Fluss freundlich und fragen: »Willst du uns in's Meer tragen?« Der Fluss spricht: »Ja, kommt mit mir, ich trage euch Alle!« Und er trägt die Schiffe

auf seinem Rücken, und der Wind treibt sie bei Tag und Nacht. Und bald sind sie am Ende. Sie sehen ein weites Gewässer vor sich, grösser als zwanzig Flüsse; so weit man sehen kann, ist Wasser. — Das ist das Meer. Es kommt ihnen mit gewaltigen Wellen entgegen und brauset, dass sie sich fürchten. Allein der Fluss ruft: »Hier bring' ich dir das Bächlein, das mit mir reisen wollte, und die Schiffe, die ich auf meinem Rücken getragen habe. Nimm du sie nun auf, liebes Meer; ich bin müde und will ausruhen!«

9. Der Rhein.

Der Rhein wird fast allgemein als Deutschlands schönster Strom angesehen, nicht sowohl wegen seines klaren, blauen Wassers, als vielmehr wegen der Fruchtbarkeit und Mannigfaltigkeit seiner Ufer. Er kommt aus der Schweiz, wo er sich in der Nähe des St. Gotthardsberges aus einer Anzahl starker Bäche sammelt, welche sämmtlich den Namen Rhein führen. Darauf krümmt er um die östliche und nördliche Schweiz herum und verstärkt sich durch die schweizerischen Gewässer, von welchen die Aar ihm an Größe fast gleichkommt. Merkwürdig ist, daß er hier an der deutschen Grenze den Bodensee durchfließt, einen See von der Größe eines kleinen Ländchens, und daß er dann einen gewaltigen Wasserfall bildet. Er stürzt sich nämlich in der Nähe der Stadt Schaffhausen von einem mehr als haushohen Felsen herab, so daß sich die Wellen in lauter Schaum auflösen, und daß man das donnernde Getöse auf eine Stunde im Umkreise vernimmt. Da ist natürlich die Schifffahrt unterbrochen; denn wer würde es wagen, in diese Tiefe hinabzufahren? Doch ist die Schifffahrt oberhalb des Wasserfalles überhaupt nicht sehr bedeutend, da der Strom noch reißend und weder sehr breit noch sehr tief ist. Von da an tritt er aber in die Ebene ein und wendet sich bei Basel auf einmal nordwärts, indem er den Schwarzwald zur Rechten und die zu Frankreich gehörigen Vogesen zur Linken behält. Da wird also der Rhein auf kurze Zeit auch ein französischer Fluß; doch nicht eigentliche Franzosen wohnen in dem Elsaß und in der Stadt Straßburg, sondern durch Eroberung zu Frankreich gebrachte Deutsche. Da, wo der Schwarzwald immer niedriger wird und sich an den Odenwald anschließt, kommt der schiffbare Neckar aus Schwaben her und vereinigt sich bei Mannheim mit dem schon sehr breiten

und tiefen Rhein. Noch größer ist der Zufluß, welchen der Main dem Rhein bei Mainz zuführt. Dieser kommt, ganz gegen die Art der übrigen deutschen Flüsse, von Osten her, schlängelt sich durch das Frankenland in der Nähe Bambergs, an Würzburg und Aschaffenburg vorbei und wird bei Frankfurt so breit, als der Rhein unter der Brücke zu Basel ist; dann vereinigt er sein gelbes Wasser mit dem bläulichen des Rheins. Gleich unter dieser Stelle, unter der Mainzer Schiffbrücke, wird der letztere Strom 1800 Fuß breit, so daß man eine halbe Viertelstunde braucht, um über die Brücke zu gehen. Bei Bingen dagegen, wo ihm links die Nahe zufließt, wird er schmäler; denn er muß sich zwischen gewaltigen Bergen hindurchdrängen, wodurch zwar einige strudelnde Stellen in seinem Bette hervorgebracht werden, die Schifffahrt aber nicht gehemmt wird. Vielmehr nehmen sich die steilen unten mit Reben, oben mit Wald bewachsenen Ufer, woran zahlreiche freundliche Oerter und alte Burgen liegen, desto schöner aus. Da kommt bei Koblenz die schiffbare Mosel, welche sich aus Frankreich durch ein enges, krummes aber weinreiches Thal windet. Sie ist der letzte recht schiffbare Zufluß des Rheins; denn die fast gegenüber einmündende Lahn, die weiter unten mündende Ruhr und Lippe können keine großen Schiffe tragen. Schon bei Köln und Düsseldorf werden die Ufer des Rheins ganz flach und hören auf, schön zu sein. Dies ist noch mehr der Fall, wenn er weiter unten in das holländische Gebiet eintritt und sich dort in so viel Arme theilt, daß man kaum ihre Namen behält, ja daß derjenige, welchem der Name Rhein bleibt, sich früher im Sande verlor, jetzt durch einen Kanal in das Meer geleitet wird. Freilich geht die Wassermasse darum nicht verloren; der größte Arm vereinigt sich vielmehr mit einem aus Frankreich und Belgien kommenden ansehnlichen Flusse, der Maas, worauf sie bei Rotterdam ihr Wasser zusammen in die Nordsee ergießen.

10. Rheinlied.

Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien deutschen Rhein,
Ob sie wie gier'ge Raben
Sich heiser darnach schrei'n;

So lang' er ruhig wallend
Sein grünes Kleid noch trägt,
So lang' ein Ruder schallend
In seine Wogen schlägt!

Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien deutschen Rhein,
So lang' sich Herzen laben
An seinem Feuerwein;

So lang' in seinem Strome
Noch fest die Felsen steh'n,
So lang' sich hohe Dome
In seinem Spiegel seh'n!

So lang' die Flosse hebet
Ein Fisch auf seinem Grund,
So lang' ein Lied noch lebet
In seiner Sänger Mund!

Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien deutschen Rhein,
Bis seine Fluth begraben
Des letzten Mann's Gebein!

11. Der Bodensee.

An Seen ist Deutschland, wenigstens das westliche, nicht reich, und nur einer, der zur Hälfte noch der Schweiz angehört, ist von beträchtlicher Größe, der Bodensee. Dafür übertrifft derselbe an Naturschönheiten alle die zahlreichen Seen an der Küste der Ostsee. Der Bodensee ist eigentlich nur eine Erweiterung des Rheinbettes zu einem weiten und tiefen Becken. Aber freilich ist dies Becken 7 Meilen lang und 2 Meilen breit und nimmt eine Fläche von 10 Quadratmeilen ein. Dabei ist die größte Tiefe an 1000 Fuß gefunden worden. Man hat berechnet, daß, wenn der Bodensee leer wäre, der Rhein über zwei Jahre brauchen würde, um ihn wieder zu füllen. Auf dieser gewaltigen Wasserfläche gibt es denn auch Stürme, welche denen auf dem Meere gleichen, und wobei sich haushohe Wellen erheben. Da diese oft plötzlich hervorbrechen, so gilt die Schifffahrt auf dem See für gefährlich. Doch seit die Dampfschiffe eingeführt sind, haben Reisende sich nicht mehr zu fürchten; diese Schiffe widerstehen dem heftigsten Sturme. Die Fischer aber, welche in leichten Kähnen das Gewässer befahren, erkennen meistens an vorausgehenden Zeichen die Gefahr und flüchten in einen Hafen. Fische halten sich zahlreich und gern in dem klaren Gewässer auf, welches noch den Vortheil gewährt, daß es fast niemals zufriert. Außer vielen andern Arten, zum Theil von beträchtlicher Größe, fängt man jährlich eine ungeheure Menge sogenannter Blaufellchen, welche für eine Leckerei gelten. Natürlich ziehen sich nach einer solchen Nahrungsquelle auch viele fischfressende Vögel, als Reiher, Strandläufer, sogar Möven und Taucher. Die Ufer des Sees sind sanft aufsteigend und herrlich mit Früchten, Obst und Wein angebaut. Die höheren Berge der Schweiz erblickt man nur in der Ferne. Besonders lieblich nehmen sich aber die zwei kleinen Inseln

aus, welche in den Erweiterungen des Sees gegen den Ausfluß des Rheins hin liegen, dort, wo die alte Stadt Konstanz hervorragt. Diesem gegenüber erhebt sich in sehr reizender Lage auf drei Inseln die Stadt Lindau (das deutsche Venedig), welche durch eine Brücke mit dem Festlande verbunden ist. Wie schön es an dem See sein muß, ergibt sich auch daraus, daß von fünf verschiedenen Staaten sich jeder ein Stück seines Ufers angeeignet hat: im Süden die Schweiz, westlich Baden, nördlich Würtemberg und Bayern, östlich Oesterreich, welches mit seinem Tyrolerlande daran stößt.

12. Die Donau.

Ich habe mir immer gedacht: »Die Erde, und insbesondere die deutsche, muss doch recht durstig sein!« Da lässt sie sich tränken vom Vater Rhein, von der Elbe, von der Weser und wie die andern grossen Wasserbehälter, aus denen sie mit vollen Zügen schlürft, alle heissen mögen. Am durstigsten aber scheint mir die deutsche Erde im Süden, was man ihr freilich nicht verdenken kann, da ihr dort die liebe Sonne schon viel wärmer auf den Pelz scheint und, wie natürlich, ihre Kehle und ihre Eingeweide schon weit mehr austrocknet, als oben im Norden. Denn die Wasserfluth, die sich da im Süden durch die Berge und Fluren hindurchwindet, ist doch gar gross und unerschöpflich. Ich glaube, alle Menschen der Erde könnten sich aus ihr satt trinken und tränken sie doch nicht aus. Wie heisst aber diese grosse Wasserfluth? Es ist die Donau, unter allen Strömen Deutschlands der grösste und nach der Wolga der grösste in ganz Europa. Ueberdies ist die Donau unter den deutschen Hauptflüssen der einzige, der seinen Lauf von Westen nach Osten nimmt. Sie wird unterhalb Donaueschingen durch die Flüsschen Brege und Brigach gebildet, welche beide im Schwarzwalde entspringen. Von seinem Ursprunge fliesst der jugendliche Strom über Ulm still dahin; sanfte Höhen umschlingen liebliche Fruchtthäler mit reinlichen Häusern. Von Grünau, unfern Neuburg, bis Ingolstadt zieht sich das Donaumoos hin, ein trostloser Anblick für den Reisenden. Von Ingolstadt bis Vohburg — öde Fläche. Bei Weltenburg ragen auf beiden Seiten des Flusses schroffe Felsen empor. Beklommen athmest du, wenn du auf dem schmalen leich-

ten Kahne, stromab getrieben, dicht an den Klippen vorbeistreifst; die nächste Welle kann den Kahn an eine derselben werfen; wenn ein Sturm jählings durch die Schluchten dahinbraust, bist du verloren. Da ist kein Ufer, an das du dich flüchten und retten kannst!

Leichter athmest du aber wieder, wenn du die Felsen, wie eine offene Pforte, hinter dir siehst; wenn dein Gemüth an der Heiterkeit der Landschaft sich erholt, die nun vor dir liegt. Das Auge labt sich an der reichen Abwechslung von dunkeln Waldhöhen und lachendem Fruchtfeld, und hie und da bilden Reste alter Burgen die Mittelpunkte reizender Gruppen. Von Regensburg bis Donaustauf siehst du reiches Fruchtland am rechten Ufer; am linken Ufer steigen in sanften Wogen die Waldberge empor. Je näher du an Straubing kommst, desto mehr weicht die Bergkette zurück. Von Deggendorf an rücken die Berge wieder näher, und links zieht sich auch der Böhmerwald heran; das Auge ergötzt sich bis Passau am Genusse der landschaftlichen Schönheit. Von Passau bis Engelhardszell, wo die Donau in das gesegnete Oesterreich tritt, ja bis Linz strömt sie meist zwischen grossartigen, waldigen Bergen dahin, von denen ernst und trotzig die alten Burgen hinabschauen.

Nun flachen sich die Ufer allmählich ab, und das Auge ermüdet an den Auen. Bei Grein aber packen die Felsen den Strom; er muss sich durch Klippen durchwinden. Die Schiffe gehen durch den Strudel, den Kaiser Joseph mittels dreizehnjähriger Arbeit durch Hinwegschaffung derjenigen Felsen räumen liess, welche die Schifffahrt am meisten hemmten. Von da fliesst der Strom nach Krems. Je näher er der Kaiserstadt Wien kommt, desto reizender wird die Gegend. Von Oesterreich wendet sich die Donau nach Ungarn, begrenzt die Wallachei, Moldau und einen Theil Russlands und fällt nach einem Laufe von 400 Meilen, nachdem sie gegen 60 schiffbare und 100 andere Flüsse aufgenommen hat, in sechs Armen so gewaltig in das schwarze Meer, dass seine Strömung auf 10 Meilen weit bemerkbar ist.

13. Altbayern.

Will man sich eine echt bayerische Landschaft vorstellen, wie dem Wanderer sie hier bei jedem Schritt begegnet, so denke man

sich ein kleines grünes Thal. Eine nur wenig betretene Straße durchschneidet es; seine Bergwände sind mit dunklen Tannen bewachsen; sein von einem Bache durchflossener Boden ist zur Hälfte Ackerfeld, zur Hälfte Wiese; hie und da stehen mit halbdürren Aesten die Zeugen vergangener Jahrhunderte — uralte Eichen mit weißbemooster Rinde. Mitten aber in der Einsamkeit, von einem kleinen Garten und einigen Obstbäumen umgeben, liegt der Hof des Bauern; ein schlanker mit bunten Bändern und vielen Figuren geschmückter Kirchweihbaum überragt ihn hoch und grüßt den Wanderer schon aus der Ferne. Der Hausthüre gegenüber rinnt ein Brünnlein klaren Wassers; ihm zur Seite steht ein hohes altes Crucifix von Holz; frische Blumen schmücken die Füße des Heilandes; ein Betstuhl steht darunter. Unweit davon in der Wiese, von einer jener alten Eichen beschattet, liegt eine kleine weiße Kapelle mit einem Glöckchen; dicht vor dem Hause aber selbst läuft eine lange Kegelbahn hin; die schwere Kugel und der Krug klaren kräftigen Bieres gehen abwechselnd von Hand zu Hand; eine Kastanie beschattet die Spieler; auf der hölzernen Wand des Hauses stehen einige „Nagerlstöcke,“ dahinter an der Wand unter dem Dache hangen drei von vielen Kugeln durchschossene Scheiben von längst erbleichter Farbe; durch die offenen Fenster des Hauses hört man den hellen wehmüthigen Klang der Zither; man sieht die Bursche, eine Feder und Blumen auf dem Hut, mit stampfenden Füßen und schnalzenden Händen und Zungen die lachenden Mädchen in ihrem heiteren Feiertagsgewand umtanzen. Dazwischen hört man eine heitere Stimme in fröhlicher Weise singen. So wird getanzt und gesungen, getrunken und gekegelt; die Musik wird lauter, wilder; da erschallt plötzlich das Glöckchen in der kleinen Wiesenkapelle; es läutet zum Ave Maria; jetzt wird auf einmal Alles stille; die Musik schweigt; die Kegel ruhen; Tänzer, Sänger, Trinker und Spieler und Schützen -- Alle entblößen ihr Haupt und beten bei dem einsam tönenden Klang der Glocke den jungfräulichen Gruß.

Verlassen wir den friedlichen Hof des Bauern; wandern wir aus dem stillen Wiesenthale des Niederlandes den Bergen zu; folgen wir den Alpenwassern, die raschen Sprunges, gleich den tanzenden Burschen, die Hochebene durcheilen, zu den Bergen des Hochlandes. Hier in dem Gebiete schäumender Wasserfälle und rauschender Wildbäche wird Alles luftiger, großartiger, kühner; steile Berghänge und tiefverborgene Felsenthäler und finstere

Schluchten finden wir hier, wo die mächtigen von Alter und Wind zusammengebrochenen Tannen zu Hunderten, ja zu Tausenden, mit fußhohem Moose überdeckt, dahinmodern und den jungen Nachwuchs aus ihren Leichen aufwachsen lassen. In dieser wunderreichen Alpenwelt tönt das jubelnde Lied jauchzender Lust durchdringender und heller; allein auch die wehmuthsvollste Sehnsucht singet ihre Klagen hier in schmerzlicheren herzdurchschneidenden Tönen.

Da steigt der Hirte sicheren Fußes die höchste Felsenwand hinan, eine Blume, den Preis seiner Kühnheit, zu pflücken; er steckt sie auf den Hut und singt ein munteres Lied.

Auf einer anderen Höhe aber, weit vor ihm, wo seine Lust nicht hindringt, sitzt vielleicht in der todtenstillen Einsamkeit nackter Felsen, wo keine Blumen blühen, eine Sennerin, die in Wind und Wetter ihr Lied in das Thal hinabsingt; der Hirtenknabe der nächsten Alpe hört es; er singt es weiter, und bald erschallt es von Mund zu Mund die Thäler auf und ab.

Je höher wir aber im Hochgebirge hinansteigen, um so finsterer, wilder, menschenfeindlicher wird die durch die Gletscher erstarrende und ersterbende Natur. Hier in der stummen Oede, wo kein Baum mehr steht, wo schroffe Felsenwände emporthürmen, hier braucht es allerdings „a Schneid“, wenn der Mensch in diesen Schrecken nicht, gleich der Natur, in Trübsinn vertrauern nnd erstarren will. Aber auch hier schreitet längs der kalten übereisten Felswände frohen Muthes ein Jäger daher:

„Der fängt ihm a an uralt's Gsangl o.“

Und die Wände ringsum hallen davon wieder, wenn er singt:

„Wenn der Spielhahn falzt und gurgelt auf'n Schnee,
Ischt a frischer Jäger bei der Höh.“

So ist das Volk, das in diesen Bergen und draußen auf der Hochebene wohnt, ein abgehärtetes. Nicht nur von Norden, sondern auch von Süden wird es über die hohen Eisberge von kalten Winden angeweht; es bedarf einer tüchtigen nachhaltigen Nahrung, und diese gewähren ihm Bier und Knödel, die sein Mark und Bein kräftigen, daß es, starken Knochenbaues, den Mühseligkeiten und Stürmen des Lebens Trotz bietet. Und daran fehlt es ihm nicht.

Sind ihm aber auch die Tage milden Sonnenscheins,

„Wenn d'Nachtigall singt
Und der Gucku schö schreit“

nur mit karger Hand zugemessen; so strahlt dagegen sein Himmel an solchen Tagen in dem tiefen Blau des Südens, wie nicht leicht anderwärts in deutschen Landen. Ist seine Luft auch rauh und kalt, so ist es doch eine reine Alpenluft, die das Leben erfrischt und erweckt; Alpenblumen wachsen an den Ufern seiner raschen Wasser; die Felsen seiner Berge reizen seinen kühnen Geist, sie zu ersteigen. Die Einsamkeit seiner Wälder lockt es hinaus und nährt seine Leidenschaft zur Jägerei; kriegerisch ist daher vor Allem sein Sinn und Furcht ihm fremd. Kein deutscher Stamm hat mit mehr Ausdauer die größten Beschwerden und Mühsale des Krieges ausgehalten, und in mehr als einer Hinsicht ist das Wort wahr, welches König Ludwig dichtend seinem Volke zugerufen:

"Bayern, zu verderben seid ihr nicht!"

Mit diesem seinem ihm von Gott beschiedenen Erbe hat der bayerische Stamm seinen Theil an der Geschichte des Vaterlandes gewirkt. Ward ihm durch die Gunst des Glückes auch nicht ein so ausgebreiteter Länderbesitz in den Schooß geschüttet, wie seinem österreichischen Bruder: so hat Bayern doch in großen Wendepunkten nicht minder sein entscheidendes Gewicht in die Wage der Weltgeschichte gelegt. Es ist wahr, der Leu und der Adler (Bayern und Oesterreich) haben nicht selten „mit ananda sakrisch g'rafft" zu ihrem beiderseitigen Schaden; allein der Löwe hat auch mehr denn einmal mit aufopfernder brüderlicher Treue und ritterlicher Todesverachtung für den Adler gekämpft; siegreich haben seine Fahnen mit dem Blau und Weiß auf der Höhe des weißen Berges, bei der Befreiung von Wien und auf den Wällen von Belgrad geweht.

14. Bayerische Volkshymne.

Bayern, o Heimathland,
Du, unsrer Liebe Band,
Voll aus des Herzens Drang
Schalle dein Sang!

Kräftig und wahr und echt
Blühe dein Kerngeschlecht;
Prangend im Ehrenpreis
Blühe dein Reis!

Heil, Maximilian,
Dir auf der Herrscherbahn!

Lenkest mit hellem Blick
Bayerns Geschick!

Heil auch, Marie, dir,
Du, aller Frauen Zier;
Anmuth und Huld dich schmückt;
Lebe beglückt!

Stets um den Thron geschaart
Sind wir nach Väterart;
Fest wie der Alpengrund
Steht unser Bund.

Schwinget das Banner hoch;
Wach ist der Löwe noch!
Gott, deine Segenshand
Schirme das Land!

15. München.

Obgleich München in einer unfruchtbaren Ebene liegt, so ist seine nächste Umgebung dennoch hübsch, ja, an mehreren Punkten einladend und reizend. Der ältere Theil der Stadt hat ziemlich winkelige, nicht allzu breite Straßen und hohe Giebelhäuser und macht, obwohl gar Manches verschönert oder gänzlich erneuert wurde, nicht den großartigsten Eindruck. Doch sind die Frauenkirche, die Theatiner- und die Jesuitenkirche, sowie die alte Residenz achtungswerthe Bauwerke aus vergangener Zeit. Der neuere Theil der Stadt, dessen eigentlicher Schöpfer König Ludwig ist, trägt mehr das Gepräge einer königlichen Residenz. Breite Straßen und geräumige Plätze sind hier mit Prachtgebäuden geschmückt. Zu beiden Seiten der alten Residenz erheben sich neue Burgen für die fürstliche Familie. Nahe dem Max-Josephsplatze steht der neue Königsbau, dessen Gemächer mit Gemälden, reich an künstlerischer Ausstattung, geziert sind. Von den verschiedenen Monumenten ist die Ruhmeshalle wohl das wichtigste und umfangreichste. Vor dem hufeisenförmigen Gebäude erhebt sich das riesengroße eherne Standbild der Bavaria. Ein anderes treffliches Denkmal ist das Siegesthor am Ende der Ludwigsstraße; prächtig erscheint auch hier wieder eine von vier Löwen gezogene Bavaria in Erzguß. Auf dem Karolinenplatze in der Maxvorstadt erhebt sich der 100 Fuß hohe eherne Obelisk mit den Inschriften: „Den dreißigtausend Bayern, die im russischen Kriege den Tod fanden.“ „Auch sie starben für des

Vaterlandes Befreiung.“ Das Isarthor ist der Verherrlichung Kaiser Ludwigs des Bayern gewidmet. An den Churfürsten Maximilian I. erinnert die Reiterstatue, an den König Maximilian Joseph I. das sitzende Standbild vor dem Königsbau und dem Theater. Unter den neueren öffentlichen Gebäuden, welche König Ludwig für Staats- und öffentliche Zwecke errichten ließ, nennen wir die Universität und die Bibliothek; sie gehören zu den reichsten und schönsten Gebäuden, die im deutschen Vaterlande der studirenden Jugend errichtet worden sind.

Eine vorzügliche Pflege widmete König Ludwig der Kunst. In der Glyptothek, von König Max Joseph I. 1816 angefangen, von König Ludwig 1830 vollendet, findet der Besucher ausgezeichnete Bildhauereien &c. im alterthümlichen Styl; in der alten und neuen Pinakothek Meisterwerke der verschiedenen Malerschulen. — Noch muß erwähnt werden, daß mehrere prachtvolle Kirchen, wie die Basilika zum heiligen Bonifazius, die Allerheiligen- oder neue Hofkapelle, die Mariahilfkirche in der Vorstadt Au und die Ludwigskirche dem König Ludwig ihre Entstehung zu verdanken haben.

Durch König Max II. entstand vor mehreren Jahren die großartige Maximiliansgetreidhalle; auch faßte er den Plan, eine große neue Straße, Maximiliansstraße genannt, anzulegen, die, von dem Max-Josephsplatz ausgehend, sich zwischen Theater und Post fortsetzt und ihre Richtung nach der Isar und den auf dem rechten Ufer derselben sich erhebenden Hügeln nimmt, wo sie von einer vielgethürmten Burg gekrönt wird, deren Zinnen die Aussicht weithin über Stadt und Land eröffnen.

16. Nürnberg.

Auf einer sandigen, aber vortrefflich angebauten Ebene an der Pegnitz liegt die alte, ehrwürdige Stadt Nürnberg mit ihren hohen Giebelhäusern, mit ihrem alten Schlosse auf einer Anhöhe und mit ihren schönen Kirchen ausgebreitet. Die St. Sebalduskirche enthält das von Peter Vischer in Messing äusserst kunstvoll gearbeitete Grabmal des heiligen Sebaldus nnd wundervolle Glasmalereien; die St. Lorenzkirche trägt zwei kühne Thürme, und in der St. Johanniskirche findet man die Grabmäler von Hans Sachs und Albrecht Dürer. Die alterthümlichen Befestigungswerke Nürnbergs sind noch ganz gut erhalten. Die Stadt hat jetzt im Ganzen zehn Thore. Die vier

Hauptthore, das Spittler-, Frauen-, Laufer- und neue Thor sind durch gewaltige Thürme geschützt. Die Zahl der kleineren Thürme ist ausnehmend gross. Durch die Stadt strömt die Pegnitz, über welche sieben steinerne und eine Kettenbrücke führen. Unter allen zeigt sich die Fleischbrücke als die kunstvollste, in einem kühnen Bogen von hundert Fuss Breite gespannt. Springbrunnen nützen und zieren; unter allen nennen wir hier den schönen Brunnen auf dem Hauptmarktplatze, von 30 Ellen Höhe und mit wundervoller Arbeit. Nürnberg war schon vor Jahrhunderten und ist heute noch eine der berühmtesten Fabrikstädte. Wer hätte nicht als Kind schon von Nürnberger Pfefferkuchen und Nürnberger Spielwaaren gehört! Wie viele, viele dort gefertigte Gegenstände kommen nicht in jedes Haus zu den verschiedenartigsten Zwecken! Wir nennen hier nur beispielweise: die metallenen Knöpfe, die Kammmacherwaaren, die buntfarbigen Papiere und Bilderbogen, die Schnupftabakdosen, die feinen lackirten Lampen und andere Blechwaaren, Taschen- und Wandspiegel, Klingeln und andere Dinge aus Messing, Eisen- und Messingdrath, Nähnadeln, die mechanischen, chirurgischen und musikalischen Instrumente, die Schusterahlen, Feilen, Wagschalen, Nägel von allerlei Metall, Farbkästchen zum Illuminiren, Briefoblaten, Siegellack, Brillen und Uhrgehäuse, Drechslerwaaren, Bleistifte, künstliche Blumen, hölzerne, bleierne und andere Spielwaaren und — wer könnte Alles aufzählen? Es gibt ja der Waarengattungen, welche meist in Nürnberg und Fürth verfertigt werden, an 12,000. — Und diese Gegenstände werden in die entferntesten Gegenden der Erde versendet. Mindestens 100 Kaufleute beschäftigen sich mit dem Ausfuhrhandel, und ihre Verbindungen gehen nach allen europäischen Ländern, wie auch nach Nordamerika und Südamerika, nach der Türkei u. s. w. Es gibt Kaufleute in Nürnberg, welche 5 — 6000 Gulden jährlich nur an Kinderklappern, Noahkasten u. dgl. verdienen; freilich gehört aber hiezu auch Verständniss und Umsicht. Treten wir aus den Thoren, vielleicht nach dem Kanalhafen hin, so erheben sich über waldiger Höhe, kaum eine Meile von der Stadt, die Ruinen jener alten denkwürdigen Feste bei Zirndorf, wo Wallenstein sich im Jahre 1632 verschanzt hatte, ein reizend gelegener Punkt.

Zwischen diesen denkwürdigen Höhen und der alten Reichsstadt ist rasch und modern der Marktflecken Fürth zu einer bedeutenden Fabrikstadt emporgeschossen, die Tochter von Nürnberg, innig verbunden und eins mit der Mutter durch das eiserne Band, auf welchem mit dumpfem Gebrüll die Lokomotive jede halbe Stunde des Tages die ehrwürdige Stadt mit der rasch aufblühenden Jungfrau vereinigt.

17. Bamberg.

Bamberg zeichnet sich unter allen Städten Frankens durch seine höchst lieblichen Umgebungen sehr vortheilhaft aus. Von der reizenden Lage mag wohl das bekannte fränkische Sprichwort herrühren: „Wenn Nürnberg mein wäre, würde ich es in Bamberg verzehren.“ Der Boden ist ausgezeichnet gut, weßhalb auch die Gärtner vortreffliche Gemüse liefern. Ein Theil der Stadt liegt auf Hügelland; auf denselben erblickt man den ehrwürdigen Dom, der mit seinen vier majestätischen Thurmspitzen Alles überragt; die Michaelskirche, die Oberpfarrkirche, die Stephans-, die Jakobskirche und die Residenz. Die einzelnen Theile der Stadt, namentlich die ältesten, reihen sich höchst malerisch um diese Hügel. Sie liegen an den beiden Armen der hier schiffbar werdenden Regnitz und auf den von derselben gebildeten Inseln. Die Stadt hat gegen 2000 Gebäude, schöne Straßen und öffentliche Plätze und 21,000 Einwohner. Links über der Stadt thront die ehrwürdige Altenburg auf einem schönen, felsigen, mit Laubholz bewachsenen Hügel, der sich an die Höhen anreiht, welche dem Main entlang nach dem Steigerwalde hinziehen. In Norden erblickt man den Mainthalgrund und den Rücken des Thüringerwaldes, sowie die Berge von Koburg. Von Norden nach Süden zieht sich der bewaldete Jura der fränkischen Schweiz hinab, der nördlich mit den Ruinen des Giechschlosses beginnt. Durch den Kranz der prächtigen Berge, welche das freundliche Thal umgeben, wird die Schönheit desselben noch erhöht.

18. Kissingen.

Das Städtchen Kissingen, durch seine Mineralquellen weithin berühmt, liegt in der Mitte von Deutschland, in gleichweiter Entfernung von Würzburg und Meiningen, von Fulda und Bamberg, im nördlichen Theile des Königreichs Bayern an den Ufern der fränkischen Saale, die hier ein freundliches Thal durchströmt.

Ein üppiger, blumiger Wiesengrund, von der Saale zwischen Gebüschen durchschlängelt und bewässert, breitet sich an ihren beiden Ufern aus; am Fuße der Anhöhen wogen fruchtbare Saatfelder abwechselnd mit einem Walde von Obstbäumen; an den sonnigen Abhängen prangen Weinreben. Den Hügelflächen, welche abwechselnd sich vorlagern und zurücktreten und hierdurch der Gegend eine große Mannigfaltigkeit geben, entsproßt fast sämmtlich reiche Laubwaldung, die an einigen Stellen bis in das Thal herabreicht. So trägt die ganze Gegend den Charakter der Fruchtbarkeit, des Reichthums und der Schönheit; der Wanderer fühlt sich anmuthig angeregt, oft überrascht, befriedigt, indem sein Auge über Fluß und Thal, über Dörfer und Felder, über Weinberge und Waldungen hinschweift in freier heiterer Luft. Thäler und Berge bieten die vollste Abwechslung, und nach allen Richtungen in der Ebene und auf den Anhöhen ziehen sich schattige Pfade und Straßen zu den verschiedenen Erholungs- und Vergnügungsorten hin. Der alte Theil des Städtchens Kissingen bietet des Merkwürdigen wenig dar; von den alten Mauern, Thürmen und Gräben sind bloß noch Spuren vorhanden. In neuerer Zeit hat sich aber neben dem alten Kissingen ein durchaus neues erhoben; nicht bloß einzelne Häuser wurden erbaut, sondern ganz neue Straßen. Neben einfachen bürgerlichen Wohnungen stehen jetzt Gebäude, die sich durch einen großartigen, schönen und edlen Baustyl auszeichnen. In den neuen Straßen ist zwischen den einzelnen Häusern ein freier Raum gelassen, und mehrere haben Gärten. Die innere Einrichtung entspricht ganz dem Aeußern; die Möbelirung ist überall genügend, häufig sehr schön, ja selbst reich; kurz, Kissingen entspricht in der neuesten Zeit den Anforderungen, welche von den Kurgästen in Beziehung auf Wohnungen gestellt werden, auf das Glänzendste. Jährlich kommen Tausende von Leidenden aus den meisten Ländern Europa's dahin, um da Befreiung von ihren verschiedenartigen Leiden zu suchen, und recht viele derselben gelangen auch dort durch den Gebrauch der kräftig wirkenden Mineralquellen und Bäder und durch die Hilfe Gottes wieder zu ihrer verlorenen Gesundheit.

19. Schwaben.

Das eigentliche alte Schwaben umfaßt einen Theil der Rheinebene unterhalb Basel, das Hügelland des Neckars, die Ebenen und Hügel südlich der Donau, auch die deutsche Schweiz.

Die zwei wichtigsten Ströme Deutschlands durchfließen und öffnen das Land nach den verschiedensten Seiten. Von den zahlreichen Ritterburgen schweifen Blicke und Gedanken hinaus in die Ferne. Die Hohenstaufen zogen von hier aus, um Ruhm in Italien zu finden; die Habsburger nach Österreich, die Hohenzollern nach Preußen, um die heute mächtigsten Reiche zu gründen. Unter den Hohenstaufen wurde Schwaben kräftig zusammengehalten; dann aber zerstäubte es und lag bis zum Jahre 1790 in buntester Mannigfaltigkeit da. Unzählige Bisthümer, Abteien, Fürstenthümer, Reichsstädte, Ritterschaften, Reichsdörfer, Reichsvogteien u. s. w. bestanden als eben so viele selbstständige Herrschaften, bis sie endlich zu größeren Ländern vereinigt wurden. Nun ist Elsaß an Frankreich gefallen, das rechte Rheinufer an Baden, die Gegend zwischen Iller und Lech an Bayern; die deutsche Schweiz hat sich losgerissen; das Uebrige ist würtembergisch. Der hierher gehörige deutsche Jura ist für die Sicherheit der deutschen Grenze von großer Wichtigkeit durch seinen Steilabfall, wie durch den breiten Strom am Südfuße. — Es ist einem in Schwaben so recht heimlich zu Muthe. Da gibt es zwar keine Alpenfirnen, keine Gletscher, keine himmelanstrebende Felskolosse und hundert Ellen tief niederstürzende Wasserfälle; aber nichts destoweniger bleiben die grünen Berge der Alp, die Waldnacht des Schwarzwaldes, die einsame Majestät des Hohenstaufen, die Donau, der Neckar, die Munz, die Enz und Brenz, die Rems und Fils mit ihren Thälern immer lieblich und schön.

Schwaben ist das Vaterland der Helden, Ritter und Dichter; Feurigkeit, Leidenschaftlichkeit, Lebens-, Kriegs- und Sangeslust zeichnet seine Bewohner aus. Der Schwabe hat einen gewissen Ungestüm, oft so sein inwendig Denken und Dichten; so taumelt er wie im Traum mit einer gewissen Unbehilflichkeit dahin und muß dem Fremden häufig kindisch und wunderlich erscheinen. Da wird er denn der „dumme Schwabe“ genannt, wie man vom „blinden Hessen“ und vom „plumpen Pommer“ spricht. Die aber Lust haben sollten, im Ernst über ihn zu spötteln, denen mag er zur Beschämung und stillen Widerlegung die Hohenstaufen nennen und einen Keppler, Schiller, Hölty, Hebel, Uhland, Justinus Kerner u. A. m. Der Schwarzwald birgt ein kräftiges, der alten Sitte treues Volk von Ackerbauern, Hirten, Holzhauern und Flößern, das die alte Kühnheit im Kampfe gegen die Franzosen bewährt hat.

20. Augsburg.

Die Stadt Augsburg spielte durch ihre Gewerbe, ihren Handel, ihren Reichthum nebst Nürnberg die wichtigste Rolle unter den ehemaligen Reichsstädten. Es gab vor 300 Jahren hier Kaufleute, welche ganze grosse Länder in Amerika besassen. So hatten z. B. die Welser, die hier lebten, die Kolonie Venezuela begründet. Ein anderes Haus, die Fugger, besass ausserordentlich grosse Reichthümer.

Damals zählte die Stadt 80,000 Einwohner; jetzt ist sie nicht mehr von solcher Bedeutung; aber ansehnlich ist sie immer noch; und wandelt man auf den Hauptstrassen, so stösst man noch auf viele Dinge, welche an alte Pracht und Herrlichkeit erinnern, z. B. die schönen Springbrunnen mit herrlichen in Erz gegossenen Gestalten. Ausserordentlich stattlich stellt sich das Rathhaus dar; so hoch, gross und geräumig ist wohl keines in einer Stadt Deutschlands; sehr grosser Prunk zeigt sich in dem sogenannten goldenen Saale desselben.

Merkenswerth ist in Augsburg die Fuggerei, nicht wegen ihrer Schönheit, sondern wegen ihrer Nützlichkeit. Die reichen Fugger bauten hier nämlich eine kleine Stadt in der Stadt; sie besteht aus 51 Häusern, hat 3 Thore und ihre eigne Kirche. Die Häuser alle aber dienen, unbemittelten Bürgern freie Wohnung zu geben.

Einer der herrlichsten Punkte ist der Lug in's Land, eine mässige Anhöhe, von welcher man weit in die Umgegend lugen kann. Die Einwohner kommen auf diesem herrlichen Punkte in grosser Menge zusammen, der eine sehr schöne Aussicht auf ferne Dörfer und Berge bietet.

21. Ulm.

Die würtembergische Stadt Ulm liegt an der bayerischen Grenze und zwar am Zusammenflusse der Iller, Blau und Donau. Sie ist eine deutsche Bundesfestung und hat 25,000 Einwohner. Zu den merkwürdigsten Gebäuden dieser alten früher sehr gewerbreichen Stadt gehört vor Allem der Münster, die höchste und nach dem Kölner Dom die größte Kirche in Deutschland. Ihr Inneres macht einen erhebenden Eindruck; im Chore

sind alte, schöne Glasgemälde, an Thüren, Kanzel und Chorstühlen zierliche Schnitzwerke. Der Thurm ist 337 Fuß hoch und bietet eine weite Aussicht auf große Theile von Schwaben und Bayern, bei klarem Himmel bis zu den mit Schnee bedeckten Alpen. Sehenswerth sind die Brunnen auf dem Markte, auf dem Weinhof und bei der Spitalkirche. Berühmt ist die Stadt noch durch die hier verfertigten hölzernen Ulmer Pfeifenköpfe, durch den Ulmer Spargel und durch die in der Gegend gemästeten Schnecken, deren in manchen Jahren bei 4 Millionen ausgeführt werden. Historisch merkwürdig ist Ulm durch die Einschließung des österreichischen Generals Mack durch Napoleon I. am 17. November 1805, wobei 20,000 Mann als Kriegsgefangene nach Frankreich abgeführt wurden. Durch eine 1829 erbaute Brücke und durch die neue Eisenbahnbrücke ist diese Stadt mit dem bayerischen Grenzstädtchen Neu-Ulm am rechten Donauufer verbunden.

22. Stuttgart.

Die Haupt- und Residenzstadt des Königreiches Würtemberg ist Stuttgart, hat 57,000 Einwohner, liegt in einem anmuthigen Thale ziemlich in der Mitte des Landes am Nesenbach, der ½ Stunde entfernt in den Neckar fällt, ist in neuerer Zeit durch eine Reihe neu angelegter Straßen wesentlich verschönert und gewinnt eine immer größere Bedeutung. Seine von Gärten und Weinbergen ringsum eingeschlossene schöne Lage und Ausdehnung kann man am besten auf der durch Gärten und Weinberge führenden Wilhelms- oder Weinsteige beobachten, von wo aus man das weite Neckarthal mit seinen königlichen Schlössern, Villen und Ortschaften übersehen kann. Die Stadt theilt sich ein in die ältere und neuere; erstere ist eng und krumm gebaut, letztere ziemlich regelmäßig, zeichnet sich namentlich durch die 70 Fuß breite und 4000 Fuß lange Königsstraße sowie durch den Schloßplatz mit seinen schönen Gebäuden aus. Der Schloßgarten, der sich ¾ Stunden weit von der Nordseite des Platzes bis in die Nähe Canstatts erstreckt, mit Baumgruppen, Seen, Statuen u. s. w. bietet sehr schöne Spaziergänge. Durch denselben gelangt man zu der reizend gelegenen königlichen Villa auf dem Rosenstein. ¼ Stunde von Rosenstein liegt auf der Anhöhe die neue Villa des Kronprinzen, welche von schönen Anlagen umgeben ist und eine wundervolle Aussicht auf das ganze Neckarthal, Cannstatt und Stuttgart gewährt. Das reizend am

Neckar gelegene, freundliche Städtchen Cannstadt am Ende der Anlagen des Hofgartens, ¾ Stunden von Stuttgart entfernt, hat sich als Curort durch seine warmen salinischen Quellen in neuerer Zeit sehr gehoben.

23. Oesterreich.

Von Bayern gelangt man, der Donau folgend, in das Kaiserthum Oesterreich, das mit seinen außerdeutschen Staaten an Ausdehnung dem deutschen Reiche gleichkommt. Mehr als zwei Dritttheile seiner Besitzungen gehören indeß nicht zu Deutschland. Das größte und wohl auch das schönste dieser außerdeutschen Länder ist das Königreich Ungarn. In der Mitte desselben dehnen sich die „Pußten" aus (so nennt man die gleich hinter der Hauptstadt Pesth beginnenden großen Steppen). Der meist fruchtbare ebene Boden bildet im Sommer ein wahres Getreidemeer und einen ungeheuern Rasenteppich, welcher mit zahllosen Heerden bedeckt ist, unter denen besonders die weißen Rinder mit ihren langen hübsch geformten Hörnern einen schönen Anblick gewähren. Städte trifft man in Ungarn wenig. Die Bauern haben zum großen Theil nicht einmal Scheunen, sondern lassen das Korn gleich draußen von den Pferden austreten. Den Sitten seiner Väter ist der Ungar treu geblieben; er trägt noch immer denselben Schnurrbart, dieselben gespornten Stiefel, hat denselben kriegerischen Gang. Selbst die Knaben sind gestiefelt und gespornt. Schon vom vierten Jahre an setzt man sie auf das Pferd, und ein ungarischer Knabe ist nicht wenig stolz, wenn ihn der Vater nach glücklich vollbrachtem Ritt mit den Worten anredet: „Du bist ein Mann!" Einige Gegenden Ungarns sind so warm, daß daselbst der schönste Wein gedeiht (Tokaier); in andern ist das Klima sehr rauh und unfreundlich. Das neben Ungarn gelegene Galizien, ein Theil des ehemaligen Polens, ist reich an Salz und an einzelnen Stellen ganz fruchtbar, aber von trägen, unordentlichen, unsaubern Leuten bewohnt.

Unter den deutschen Provinzen Oesterreichs verdient besonders das Ländchen Krain Erwähnung. Dort findet man nicht nur die berühmte Adelsberger Höhle, bei deren Besuch man tief unter der Erde einen Fluß passiren muß, sondern auch die Quecksilberbergwerke bei Idria, aus denen mehrere hundert, durch die schädliche Ausdünstung leichenblasse, Menschen das flüssige Metall zu Tage fördern, eben so den berühmten Cirknitzer See. Er hat eine Größe von drei Quadratmeilen und enthält fünf Inseln,

auf deren einer sogar ein Dorf liegt. Bei trocknem Wetter verschwindet bisweilen sein ganzes Wasser nebst den darin befindlichen Fischen, und man kann an der Stelle jagen und säen, wo man erst kürzlich gefischt hat. Stellen sich starke Regengüsse ein, so ist der See oft in vierundzwanzig Stunden wieder mit Wasser gefüllt. Die Höhlen, welche das Wasser aufnehmen, liegen theils tiefer als der See, theils seitwärts und höher. Heberförmige Klüfte setzen beide in Verbindung. Daher kommt es, daß das Wasser nur dann in die unteren fließen kann, wenn es den höchsten Punkt des Hebers erreicht hat.

Eines der am häufigsten von Reisenden besuchten Länder Oesterreichs ist Tyrol. Es liegt neben der Schweiz und hat mit dieser viele Aehnlichkeit. Die Tyroler sind ein harmloses, biederes, tapferes, sangeslustiges Volk, das mit großer Liebe an seinem Vaterlande und seinem Herrscherhause hängt.

24. Wien.

Wien, Hauptstadt des Kaiserthums Oesterreich, liegt in einer reichen, fruchtbaren Ebene, welche am Ufer der Donau durch den Leopolds- und Kahlenberg unterbrochen und südlich durch den Wiener Wald begrenzt wird, und ist eine der interessantesten Städte Deutschlands. Hier mussten die übermüthigen Türken zweimal von der standhaften Tapferkeit der Christen zurückweichen; hier stand der Thron des wackern Kaisers Maximilian; hier herrschte die kluge Maria Theresia, der grossherzige Joseph II.; hier duldete Franz I. den Uebermuth der siegenden Franzosen. Und allen diesen Kaisern waren die Bürger Wien's treue aufopfernde Unterthanen.

Wien besteht aus der innern Stadt und 34 Vorstädten und hat mit den Vorstädten über 660,000 Einwohner. Die vier-, fünf-, ja sechsstöckigen Häuser in der alten von einer Bastei umgebenen Stadt beweisen, dass man ehemals weniger auf Bequemlichkeit, als auf Sicherheit, weniger auf gerade, luftige Strassen, als auf starke Mauern sah. Die engen Strassen sind indessen gut gepflastert und mit prächtigen Kaufläden besetzt. Wie grosse Gebäude vorhanden sind, kann man daraus abnehmen, dass ein ehemaliges Spital von 1200 Menschen bewohnt ist, welche 7500 Gulden Miethe bezahlen. Unter den Kirchen nennen wir den Stephansdom, der ein Meister-

werk gothischer Baukunst ist. Von dem hohen Thurme dieses Doms, einem der höchsten in ganz Europa, betrachtete einst der tapfere Stadtkommandant das Lager der Türken und spähte nach der Hilfe, welche die Christen bringen sollten. — Die Vorstädte, welche neuer nnd viel grösser sind, als die eigentliche Stadt, haben schönere Strassen, und sind, weil sie von einem Arme der Donau durchströmt werden, für den Handel geeigneter. Aber auch das Vergnügen hat da mehr seinen Sitz. Denn der Wiener belustigt sich gern im Freien, und an den Vorstädten auf der Insel zwischen den Armen der Donau liegt ein berühmter Park mit den herrlichsten Anlagen für Spaziergänger: der Prater. Dort strömt bei schönem Wetter besonders an Sonntagen eine ungeheuere Menschenmenge zusammen, und während die Vornehmen in prächtigen Equipagen die Alleen durchfahren, vergnügt sich das Volk unter Zelten und Buden in dem sogenannten Wurstprater. Aber jeder Fremde findet sich unter den heiteren Wienern und in ihrer schönen Gegend behaglich und muss gestehen, dass das Sprichwort Etwas für sich hat: „Es ist nur ein Wien.“

25. Salzburg.

Salzburg ist wegen seiner unvergleichlich herrlichen Lage eine der schönsten Städte der Welt und von keiner deutschen Stadt erreicht. Aus einem weiten Thale, das im Hintergrunde von großartigen Schneegebirgen und Gletschern begrenzt wird, strömt die reißende Salzach durch einen äußerst malerischen Engpaß dem in die Donau mündenden Inn zu. Mitten in diesem Engpasse liegt die Stadt, von der Salzach durchströmt. Der linke Stadttheil lehnt sich an den Fuß des Mönchsberges, dessen höchsten Punkt die Festung Hohensalzburg krönt; der rechte an den Fuß des schön bewaldeten Kapuzinerberges. Ueberall blickt die schöne italienische Bauart heraus. Die saubern, stattlichen Häuser, über deren flachen Dächern majestätische Kirchen hervorragen, üben einen äußerst wohlgefälligen Eindruck. Alte Bauten von Bedeutung mahnen an die glanzvollen Zeiten des 17. und 18. Jahrhunderts, wo die Stadt einem geistlichen Fürstenthum angehörte. Die Domkirche ist eine der einfachsten und edelsten der vielen Nachbildungen der Peterskirche zu Rom. Salzburg zählt jetzt 19,000 Einwohner und ist seit 1816

österreichisch. Der Mönchsberg bietet eine reizende Aussicht und verdient einen wiederholten Besuch, da jede Beleuchtung anders wirkt. Noch viel ausgedehnter ist die Rundsicht von der Festung Hohensalzburg.

C. Geschichtliches.

1. Die alten Deutschen.

Viele Jahrhunderte vor Christi Geburt zogen verschiedene Völkerstämme mit Heerden und Waffen vom Morgenlande an das schwarze Meer. Die in dieses mündenden großen Ströme zeigten ihnen weiter den Weg in unser deutsches Vaterland. Dasselbe war damals größtentheils mit Waldungen und Sümpfen bedeckt, daher rauher und unfruchtbarer als jetzt. Zwischen den Bäumen herum brüllte der Bär und der Auerochs; überall heulte der Wolf, und über den tiefen Morast schob sich das Elennthier. Nur Holzäpfel, Spargel und Rettige von ungewöhnlicher Größe waren zu finden. Dennoch gefiel den Einwanderern diese neue Heimath. Wo eine Quelle sie lockte oder ein klarer Bach den Boden befeuchtete, da liebten sie vorzüglich sich anzubauen. Einfach war das Haus, nur aus Holz und Lehm bereitet und mit Stroh oder Reisern bedeckt. Den Hofraum umgab ein fester Zaun aus dünnen eingerammten Pfählen, mit starken Weidenruthen durchflochten. Rings umher lag das Feld. Sämmtliche Höfe einer Gegend, so weit nämlich die Bewohner Umgang und Verkehr mit einander hatten, bildeten eine Gemeinde, mehrere Gemeinden einen Gau. Der Ackerbau wurde nicht mit sonderlichem Fleiße betrieben; auch wurden hauptsächlich nur Gerste und Hafer angebaut. Mehr Aufmerksamkeit wurde auf die Viehzucht verwendet, und zahlreiche Heerden war der einzige und liebste Reichthum der alten Deutschen. Rinder und Pferde dienten ihnen nicht bloß zum Kriege und zu Reisen, sondern auch zur Nahrung; Pferdefleisch galt für eines der köstlichsten Gerichte. Zur Hauptbeschäftigung aber gehörte Fischerei, Jagd und vornehmlich der Krieg. Jeder freie Deutsche war Krieger und mußte bei eintretender Gefahr zu den Waffen greifen, um das Vaterland beschützen zu helfen. Der Tüchtigste

von Allen wurde zum Anführer (Herzog) erwählt. Ihre Waffen waren Schild, Lanze, Keule, Streitaxt, Bogen und Pfeile. Statt der Helme trugen sie wohl auch Felle wilder Thiere, und zwar so, daß die dicke Kopfhaut ihnen das Haupt bedeckte; Rachen und Hörner ragten dann drohend über ihrem Kopfe empor dem Feinde entgegen und gaben dem Heere ein furchtbares Aussehen. Da sich die alten Deutschen keine größere Seligkeit denken konnten, als Krieg und Schlachten, so glaubten sie, daß auch in ihrem Himmel, den sie Walhalla nannten, gekämpft werde, weßhalb sie den Verstorbenen wohl Waffen in das Grab mitgaben. Die Leichname pflegte man gewöhnlich zu verbrennen und die Asche in Töpfe (Urnen) zu sammeln, über denen hohe Grabhügel aufgeschüttet wurden.

Die Bewohner des alten Deutschlands unterschieden sich von andern Nationen besonders durch ihren Körperbau. Ihr hoher Wuchs, die breite gewölbte Brust, die kräftigen Arme und Beine waren wirklich riesenhaft; und diesen starken Körper zierten schöne blaue Augen und langes hellblondes Haar, das entweder in glänzenden Locken über die Schultern hinabfloß, oder auf dem Scheitel zusammengebunden wie ein Federbusch emporragte. Die Kinder wuchsen in voller Natürlichkeit heran; bis zum zwölften Jahre fast unbekleidet, kräftigten sie ihre jungen Glieder durch das Leben in der freien Natur und durch häufiges Baden.

Als Götter verehrten die alten Deutschen die Sonne, den Mond, das Feuer und die Erde. Sie hatten einen Gott des Donners, Thor, von welchem unser Donnerstag den Namen hat; eine Göttin der Ehen, Freia, von welcher der Freitag den Namen führt; und einen Gott des Kriegs, Odin oder Wodan, woher der Dienstag seinen Namen haben soll. Diese Götter verehrten sie in geheiligten Wäldern, die in der größten Ehre gehalten wurden; Niemand hätte gewagt, einen Baum darin zu verletzen.

Rühmlich waren die Sitten und Tugenden dieses Volkes: Treue und Redlichkeit, Gastfreundschaft und Keuschheit, sowie der feste Muth, der den Tod verachtet. Das mit einem Handschlag bekräftigte Versprechen wurde gehalten, und hätte es gleich das Leben gekostet. Lüge und Treubruch schändeten und entehrten aber lebenslang. Das Alter wurde hochgeehrt und besonders auf strenge Kinderzucht gesehen.

2. Heinrich der Vogelsteller.

Herr Heinrich sitzt am Vogelherd
Recht froh und wohlgemuth;
Aus tausend Perlen blinkt und blitzt
Der Morgenröthe Gluth.

In Wies' und Feld und Wald und Au —
Horch, welch ein süßer Schall:
Der Lerche Sang, der Wachtel Schlag,
Die süße Nachtigall!

Herr Heinrich schaut so fröhlich d'rein:
„Wie schön ist heut die Welt!
Was gilt's? heut gibt's 'nen guten Fang!"
Er lugt zum Himmelszelt.

Er lauscht und streicht sich von der Stirn
Das blondgelockte Haar:
„Ei doch, was sprengt denn dort herauf
Für eine Reiterschaar?"

Der Staub wallt auf; der Hufschlag dröhnt;
Es naht der Waffen Klang.
„Daß Gott! die Herr'n verderben mir
Den ganzen Vogelfang!

Ei nun! — Was gibt's?" Es hält der Troß
Vor'm Herzog plötzlich an;
Herr Heinrich tritt hervor und spricht:
„Wen sucht ihr Herr'n? sagt an!"

Da schwenken sie die Fähnlein bunt
Und jauchzen: „Unsern Herrn! —
Hoch lebe Kaiser Heinrich! — Hoch
Des Sachsenlandes Stern!"

Dies rufend, knie'n sie vor ihm hin
Und huldigen ihm still
Und rufen, als er staunend fragt:
„'s ist deutschen Reiches Will'!"

Da blickt Herr Heinrich tief bewegt
Hinauf zum Himmelszelt:
„Du gabst mir einen guten Fang; —
Herr Gott, wie dir's gefällt!"

3. Rudolph von Habsburg.

Auf einer anmuthigen, waldumsäumten Anhöhe des Cantons Aargau, an deren Fuß die reißende Aar ihre Wasser dahin wälzt, steht das Gemäuer einer alten Burg, unscheinbar und verwittert. Es ist die Habsburg, das Stammschloß eines der trefflichsten Fürsten der deutschen Nation, Rudolph's von Habsburg.

Vor noch mehr denn 500 Jahren, als Graf Rudolph jene Burg bewohnte, da waren im deutschen Lande gar böse Zeiten. Mord wurde auf offener Straße verübt; vorüberziehende Wanderer wurden beraubt, blühende Dörfer und Städte von bösen Buben und Herren, die von ihren Schlössern herabfielen, eingeäschert; und kein Richter war zu finden, der solchen Gräueln gewehrt hätte. Ein Jeder suchte daher sich selbst zu helfen, und die Rache war oft noch schrecklicher, als das verübte Verbrechen selbst. Diese böse Zeit, in der nicht das Recht, sondern Gewalt obsiegte, nennt man auch die Zeit des Faustrechts.

Solchem Zustande wünschten die deutschen Fürsten ein Ende gesetzt; in Rudolph glaubte man gerade den Mann zu erkennen, den das Reich bedürfe; und man hatte sich nicht geirrt. Man erwählte ihn 1273 zum deutschen Kaiser. Rudolph wurde der Wohlthäter seines Volks. Er war's, der der Zeit des Faustrechts ein Ende machte und in einem Monat sechsundsechzig Raubschlösser zerstörte, deren Ueberbleibsel ihr wohl selbst schon auf euern Bergen bestiegen habt.

Ein zu Rudolph's Zeit lebender Geschichtsschreiber rühmt von ihm: „Er verbreitet Furcht und Schrecken über die ungerechten Großen und Freude unter dem Volk. Der Landmann nimmt wieder den Pflug zur Hand, der lange Zeit ungenützt im Winkel lag. Der Kaufmann, der aus Furcht vor Räubern zu Hause blieb, durchreist jetzt das Land mit größter Sicherheit; und die Räuber und Bösewichte, die vorher ungescheut herumschwärmten, suchen sich in wüsten Gegenden zu verbergen.“ — Rudolph hielt so sehr auf Treue und Manneswort, daß es sprichwörtlich geworden, und man von einem, der sein Wort brach, noch lange zu sagen pflegte: „Der hat Rudolph's Redlichkeit nicht.“

Rudolph war auch ein Freund von gutmüthigem Scherz, und mancher possierliche Vorfall wird uns aus seinem Leben erzählt.

Einst fuhr Rudolph auf einer nicht sehr breiten Heerstraße. Ein drolliger Bauer auf einem Karren begegnete ihm. Diesem befahl des Kaisers Kutscher, auszuweichen. Der Bauer, der sich nach seiner Art mit dem Kutscher ein Späßchen machen wollte, brummte ihm halblaut zu: „Wo soll ich denn hin? Des Kaisers lange Nase nimmt ja die ganze Straße ein.“ — „Was sagt der Kerl?“ fragte Rudolph. Es mußte ihm wieder gesagt werden. Alle Begleiter waren begierig, was dem Bauern geschehen würde, der nun selbst in Todesängsten war; aber Rudolph legte ernsthaft den Zeigefinger an seine wirklich große Nase, schob sie weit herum und fragte den Bauern mit abgewendetem Gesichte: „Hast du nun Platz?“

Drei Jahre vor seinem Tode befand er sich einmal in einem Feldlager vor Mainz, als eine plötzliche Kälte einfiel, die dem alten siebenzigjährigen Manne sehr empfindlich war. Er geht ganz allein in die Stadt und sieht in einem Bäckerhause einen Haufen Gluth, die der Bäcker eben aus dem Ofen gezogen hatte. In der Absicht, sich daran zu erwärmen, tritt er treuherzig ein; aber die Bäckersfrau fährt ihn mit harten Worten an und will ihn hinausjagen. Denn an seiner Kleidung war er selten kenntlich, weil er's nicht verschmähte, auch wohl ein geflicktes Wamms zu tragen, wie er sich denn gar im Felde seinen grauen Rock selber zu flicken pflegte. „Seid nicht zornig, liebe Frau,“ bat er gutmüthig, „ich bin ein guter alter Landsknecht, hab' nit viel und muß es mitnehmen, so gut mir's kommt!“ — „Ei was!“ keifte das Weib, „troll' dich hin zu deinem Bettelkönig! Es geschieht euch Allen Recht. Ihr saugt ja doch nur das Land aus und nehmt den armen Leuten die Nahrung!“ — „Was hat euch denn der arme König gethan, das so böse ist?“ — „Was?“ schrie das Weib, „zieht er nicht von Stadt zu Stadt und liegt den armen Bürgern zur Last mit seinem großen Troß? Und nun sag' ich dir, mach', daß du fortkommst, oder — —!“ Er wollte noch einmal die Güte versuchen; aber das boshafte Weib goß ihm einen Kübel Wassers über den Leib, und hätte er auch nicht wie ein Pudel getrieft, so mußte ihn schon der erstickende Qualm verjagen, der in dem Augenblick aus dem Kohlenhaufen aufstieg. Er ging still zu den Seinigen und sagte nichts. Bei Tisch gab er einem Diener eine Flasche Wein und eine Schüssel voll des besten Essens und sagte ihm: „Trag' das zu der Bäckerfrau und sag' ihr, das schicke ihr der alte Landsknecht von heut' morgen, und er lasse sich schön bedanken!“ Das Weib

war fast des Todes vor Schrecken; sie lief zum König, that einen Fußfall und bat um Gnade. Rudolph legte ihr die Strafe auf, daß sie alle Schimpfworte von diesem Morgen mit demselben Geifer vor der Tischgesellschaft wiederholen mußte, und er gab genau Acht, daß sie kein Wort und keine Geberde ausließ, worüber die Anwesenden sich fast außer Athem lachen mußten.

4. Ludwig der Bayer und Friedrich der Schöne von Oesterreich.

Im Jahre 1314 wurde durch eine doppelte Kaiserwahl grosses Unglück über Deutschland gebracht. Der eine Theil der Churfürsten wählte den damaligen Herzog Ludwig von Bayern, der andere Friedrich den Schönen, einen Sohn des ermordeten Königs Albrecht, zum Kaiser. Beide Fürsten suchten nun ihr Recht geltend zu machen; beide bemühten sich, einander zu vernichten, und hieraus entstand ein achtjähriger Krieg, durch welchen Schwaben, Bayern und die Länder am Rhein unbeschreiblich litten.

Um die Mitte des Monats September 1322 kam es zwischen Beiden zu einer hitzigen Schlacht. Friedrich der Schöne drang über Salzburg in Bayern ein und lagerte sich bei Mühldorf am Inn, während sein Bruder, Herzog Leopold von Oesterreich, eine solche Stellung nahm, dass er dem Feinde nöthigenfalls in den Rücken fallen konnte. Nicht ohne Sorgen sahen die Bayern die Menge von Landsknechten, Schützen und Reisigen, die sich in Friedrichs Lager bewegten. Ludwig war viel schwächer an Mannschaft und noch schwächer an Geld und Lebensmitteln; den Tag vor der Schlacht hatte er in seiner Kasse nur noch elf Pfund Silbergeld. Krone und Leben hingen an dem Kampfe, der nun beginnen sollte. Sollte Ludwig denselben wagen? — Er wagte ihn.

In grösster Eile wurden alle Anstalten zum Treffen gemacht; denn Friedrich musste geschlagen werden, ehe sich sein Bruder Leopold mit ihm vereinigen konnte. Friedrich, welcher von den Anstalten Ludwigs Kunde erhalten hatte, liess seinen Bruder durch Eilboten herbeirufen. Diese aber liessen sich im Kloster Fürstenfeld aufhalten durch den köstlichen Wein der Mönche, die es mit Ludwig hielten. Als sie sich toll und voll getrunken und

den Rausch ausgeschlafen hatten, waren nirgends ihre Pferde zu finden, weil die Klosterknechte sie heimlich losgemacht und in Freiheit gesetzt hatten. Darum erfuhr Herzog Leopold zu spät die Gefahr, die seinem Bruder drohte, und blieb ruhig vor der Burg des Grafen von Montfort stehen, der es mit Kaiser Ludwig hielt.

Indess brach der entscheidende Tag an. Bei dem Dorfe Ampfing ging Ludwig mit seinem Heer über den nIn und stellte es dem Feinde gegenüber in Schlachtordnung; sein Freund aber, der Burggraf Friedrich von Nürnberg, legte sich mit seinen Reitern am andern Ufer des Flusses in Hinterhalt.

Der wichtigste Mann in Ludwigs Heer, der die ganze Anordnung zur Schlacht machte, war Seifried Schweppermann, ein erfahrener Nürnberger Krieger. Ihm hatte Ludwig die Leitung des Feldzuges überlassen. Von Person war dieser Held ganz unansehnlich, desto furchtbarer aber an Hilfsmitteln und voll Geistesgegenwart und Tapferkeit in Gefahren. Unter seiner Oberanführung begann die Schlacht. Ludwig befand sich in gemeiner Rüstung im Mitteltreffen bei der Sturmfahne, umgeben von seinen Getreuen. Sein Gegner Friedrich aber prangte an der Spitze seiner Leibwache auf einem stolzen Rosse in vergoldeter Rüstung, mit einem Helme geschmückt, auf welchem der Reichsadler sich erhob. Schweppermann zeigte ihn seinen Reitern und gebot ihnen, diesen goldenen Ritter ja nicht aus den Augen zu verlieren.

Friedrich focht auf dem linken Flügel, und seine Ungarn eröffneten die Schlacht. Mit wildem Geheul stürzten sie auf den Vortrab der Bayern los, so dass Menschen und Pferde stutzten. Der Kampf wurde nun allgemein, und bald war die Erde mit Todten und Verwundeten bedeckt. Das Glück schien die Oesterreicher zu begünstigen. Schnell aber machte Schweppermann eine unerwartete Schwenkung mit dem ganzen Heer, so dass die Feinde Sonne, Wind und Staub in's Gesicht bekamen. Die Bayern benützten ihren Vortheil und stürmten auf ihre Gegner. Schon fingen die Hartbedrängten an, zu weichen, als sie einen langen Zug Reiter mit Oesterreichs Banner das Thal heraufsprengen sahen. Wer konnte zweifeln, dass es der sehnlichst erwartete Herzog Leopold sei? Ein schallen-

des Jubelgeschrei ertönte durch die wankenden Reihen; Alle fühlten sich von neuem Muthe belebt. Allein — o Schrecken! — es war nicht Leopold, es war der Burggraf von Nürnberg, welcher plötzlich mit seinen Reitern aus dem Hinterhalte hervorgebrochen war und den Ungarn in den Rücken fiel. Was laufen und reiten konnte, ergriff die Flucht. Friedrich aber kämpfte mit Löwenmuth. Eine Menge getödteter Bayern lagen um ihn her. Nach langem Kampfe wurde er endlich von einem tapfern bayerischen Anführer, Albert Rindsmaul, überwältigt. In demselben Augenblick kam der Burggraf von Nürnberg angesprengt. An ihn ergab sich Friedrich. — Der Gefangene sollte nun dem Kaiser vorgestellt werden. Er gerieth darüber in nicht geringe Bestürzung; denn er glaubte, seinen Feind eigenhändig niedergehauen zu haben. Gebeugt und zaghaft erschien er vor Ludwig. Dieser aber empfing ihn mit Würde und Freundlichkeit und liess ihn nach der Burg Trausnitz im Pfreimtthale in Verwahrung bringen.

Nach der heissen Schlacht setzten sich die ermüdeten Sieger an die Tafel zu einem dürftigen Mahle. Es war nichts zu haben, als Brod und eine Schüssel voll Eier, und von letzteren nur so viel, dass auf den Mann ein Ei kam, aber noch ein einziges übrig blieb. Ludwig nahm es nicht für sich, sondern legte es mit gewohnter Freundlichkeit seinem Feldherrn Schweppermann auf den Teller, indem er sagte: „Jedem ein Ei, dem frommen Schweppermann zwei.“

Friedrich sass lange auf dem Schlosse Trausnitz als Gefangener. Hört aber, wie er seine Freiheit wieder erlangte! Ludwig, welcher, arm an Geld und an Menschen, sich nach Ruhe sehnte, ritt hinaus auf die Trausnitz, liess sich in Friedrichs Gefängniss führen und bot ihm Befreiung und Versöhnung an unter der Bedingung, dass er der Kaiserkrone entsagen sollte. Friedrich, welcher der Gefangenschaft müde war und eben so gut als Ludwig das Unglück einsah, welches die Fortsetzung ihres Krieges über Deutschland bringen würde, versprach und unterschrieb, was man von ihm verlangte. Unverzüglich wurde er hierauf in Freiheit gesetzt und reiste nach Wien zurück.

Herzog Leopold bezeigte grosse Freude über des

Bruders Befreiung; als er aber die Bedingungen des Vertrags vernahm, wollte er nichts davon hören und ihn als erzwungen für ungültig erklären. Allein Friedrich, der mehr Gewissen und Ehrliebe hatte, wollte ritterlich seinem Worte treu bleiben; und da er durch seinen Bruder abgehalten wurde, das zu thun, was er versprochen hatte, so machte er sich auf und kehrte freiwillig in sein Gefängniss zurück.

Ludwig, der nun aus Friedrichs eigenem Munde erfuhr, was vorgegangen war, wurde tief gerührt von einem so seltenen Beweis unverbrüchlicher Treue und Redlichkeit. Er sah ein, dass in der Seele eines Fürsten, wie Friedrich, kein Falsch wohnen könne, dass er seines ganzen Vertrauens, seiner Achtung werth sei, und dass sie nicht geschaffen seien, sich als Feinde zu verfolgen, sondern als Freunde zu lieben. Darum öffnete er ihm seine Arme, schloss ihn an sein Herz, benetzte ihn mit seinen Thränen, liess ihn an seinem Tische essen, in seinem Bette bei sich schlafen, und nahm ihn zum Mitregenten an. Es wurde von ihm ein neuer feierlicher Vertrag unterzeichnet, nach welchem Beide gemeinschaftlich regieren und römische Kaiser heissen sollten.

So erlangte Friedrich durch Edelmuth, was er durch Waffengewalt vielleicht nie würde erzwungen haben. Er blieb Ludwigs Mitregent bis an seinen Tod, der im Jahre 1330 erfolgte. — Ludwig lebte nach ihm noch 17 Jahre. Er wurde im Jahre 1347 ganz unvermuthet auf einer Bärenjagd vom Tode überrascht. Vom Schlage getroffen, sank er vom Pferde und starb in den Armen eines Landmanns unweit des Klosters Fürstenfeld. Ein 40 Fuss hoher Obelisk bezeichnet den Ort, an welchem er fiel.

5. Seifried Schweppermann.

Der Kaiser Ludwig zog zur Schlacht
Hinaus mit seinen Treuen;
Denn gegen Oestreichs Uebermacht
Wollt' er den Kampf erneuern.
Gen Mühldorf zog er rasch voran,
Mit ihm der alte Schweppermann.

„Ihr seid ein bied'rer frommer Held;
Den Sieg wird Gott Euch schenken;

Drum, wack'rer Freund, wie's Euch gefällt,
Mögt Ihr das Treffen lenken;"
So sprach der Kaiser — „führt uns an,
Ihr, mein getreuer Schweppermann!"

Und dieser ordnete die Schlacht,
Weil es der Kaiser heischte;
Auf Alles war er wohl bedacht,
Daß ihn der Feind nicht täuschte.
Doch eh' das Treffen nun begann,
Da betete der Schweppermann.

Und blutig war der Kampf und schwer;
Gar Mancher sank zur Erde;
Es klangen Schilde, Helm' und Speer',
Es wieherten die Pferde.
Doch ruhig folgte seinem Plan
Der alte kluge Schweppermann.

Und endlich wankt' der Feind und wich;
Die Siegstrompeten klangen;
Denn Oestreichs Herzog Friederich,
Der Schöne, war gefangen.
Den Sieg und ew'gen Ruhm gewann
Der tapfre, fromme Schweppermann.

Zum Herzog sprach der Kaiser nun:
„Gott grüß' Euch, lieber Vetter!
Ihr machtet tüchtig uns zu thun;
Doch seht, hier ist mein Retter!"
Und dankerfüllt umarmt' sodann
Der Kaiser seinen Schweppermann.

„Nicht mir, mein Kaiser, danket dies;
Euch schützt' der Herr dort oben,
Der heut' Euch seine Gunst bewies;
Mich müßt Ihr nimmer loben.
Ihn aber betet dankbar an!"
Sprach der bescheid'ne Schweppermann.

„Ja," rief der Kaiser, „Gott sei Dank!
Doch kommt nun, uns zu laben!
Was gibt es wohl für Speis' und Trank?" —
„Nur Eier sind zu haben." —
„So gebt ein Ei für Jedermann,
Doch zwei dem frommen Schweppermann!"

6. Die Landplagen.

Gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts wurde das deutsche Vaterland von allerlei schweren Nöthen heimgesucht. 1338 ward es von solchen Schaaren Heuschrecken verheert, daß man vor ihrem Fluge die Sonne stundenlang nicht sehen, und wenn sie sich auf die Erde niederließen, darauf meilenweit keinen grünen Halm mehr finden konnte. Dadurch verursachten sie in einzelnen Gegenden Hungersnoth, zumal es Nässe und Mißwachs darauf auch in andern Ländern gab.

Kaum hatten sich die Menschen von diesen Schrecknissen erholt, so verfinsterte sich 1348 die Sonne plötzlich, und darauf entstand ein Erdbeben, welches manche Städte und Dörfer gänzlich verwüstete und viele Einwohner unter die Trümmer der Kirchen begrub, wohin sie sich geflüchtet hatten. Und in dem darauffolgenden Jahre wälzte sich vom Aufgang bis zum Niedergang ein noch schrecklicheres Uebel, die Pest, schwarzer Tod genannt, weil die Menschen schwarze Beulen, so groß wie Hühnereier, bekamen, und in wenigen Tagen, oft schon in wenigen Stunden jämmerlich dahin starben. Ein Bruder floh vor dem andern, Kinder vor ihren Eltern, und so starben ganze Städte und Flecken aus, daß kein lebendiges Wesen mehr darin zu finden war.

Das Unglück verwirrte die Gemüther; man hielt zuletzt den schwarzen Tod für ein Strafgericht Gottes, das man durch strenge Buße und Abtödtung des Fleisches abwenden müsse. Viele Hunderte von Büßenden zogen nun mit entblößtem Oberleibe von einem Orte zum andern und geißelten sich mit knotigen und stachlichen Geißeln, daß das Blut auf den Rücken herabfloß. Dabei schleppten sie schwere Kreuze mit sich und sangen Bußpsalmen oder beteten im Chor. Wie vorher die Pest den Leib, so tödtete nun die Schwärmerei den Verstand, und weil der Unfug endlich sogar die Kinder ergriff und in Raub und Mord ausartete, so wurde endlich der Bann über die Geißler ausgesprochen.

Die Lüge und der Wahnsinn schuf 1349 auch noch ein anderes Unglück. Man hatte nämlich unter dem leichtgläubigen Volke die Meinung verbreitet, die Juden hätten die Brunnen vergiftet und die Luft bezaubert und dadurch die Pest herbeigeführt, um die Christen auszurotten; sie hätten heilige Hostien mit Nadeln zerstochen und in Kellergewölben Christenkinder ge-

schlachtet. Weil der Pöbel ohnehin mit Neid auf die Reichthümer der Juden hinsah, und weil auch viele Schuldner so ihrer Gläubiger am wohlfeilsten los werden konnten, so fiel man gleich Raubthieren über sie her, trieb sie aus ihren Häusern und Städten und folterte und mordete sie zu Tausenden. In der Verzweiflung schlossen sich viele in ihre Wohnungen oder Synagogen ein und verbrannten sich freiwillig mit ihnen. Die Stadt Regensburg und Oesterreich machten jedoch eine ehrende Ausnahme.

7. Kunz von Kaufungen.

Kunz von Kaufungen gelangte als Schloßhauptmann in die Dienste des Churfürsten von Sachsen, Friedrichs des Sanftmüthigen, und ward selbst Hofmarschall bei demselben. In dem Kriege zwischen dem Churfürsten und dessen Bruder wurde Kunz gefangen und mußte sich loskaufen, brachte auch noch andere Opfer für seinen Herrn. Dafür verlieh ihm Letzterer einige feindliche Güter, welche aber bei dem Friedensschlusse wieder herausgegeben werden mußten. Da Kunz deswegen öfters, aber vergebens, um eine Schadloshaltung bei dem Churfürsten angehalten hatte, so soll er diesem einst gesagt haben, er wolle sich darum nicht an Land und Leuten, sondern an seinem eigenen Leibe und Blute erholen, worauf der Churfürst erwiderte: „Mein Kunz, sieh, daß du mir die Fische im Teiche nicht verbrennst!“ Allein Kunz erfüllte wirklich seine Drohung. Während einst der Churfürst nach Leipzig gereist war, erschien Kunz, der sich mit andern Rittern zu diesem Unternehmen verbunden und schon seit langer Zeit mit einem Küchenjungen auf dem Schlosse das nöthige Einverständniß unterhalten hatte, mit seinen Genossen in der Nacht vom 7. auf den 8. Julius 1455 vor dem Schlosse, wo sich außer der Churfürstin und den Prinzen nur wenige Leute befanden. Denn die meisten waren bei einem festlichen Gelage in der Stadt (Altenburg.) Mit des Küchenjungen Hilfe wurde eine Strickleiter an einem jetzt zugemauerten Fenster befestigt, und Kunz gelangte so mit neun seiner Begleiter in das Schloß, dessen Inneres ihm genau bekannt war, und holte nun aus dem Schlafzimmer der Prinzen den damals 14 Jahre alten Prinzen Ernst.

Einer der andern Ritter sollte den jüngern Prinzen Albrecht nehmen; dieser hatte sich aber unter das Bett versteckt, und der Ritter, welcher ihn nicht kannte, ergriff den jungen Grafen Barby, der mit in des Prinzen Bette schlief. Kunz merkte

die Verwechselung, trug den kleinen Barby wieder zurück und holte den damals 12 Jahre alten Prinzen. Während dessen war die Churfürstin wach geworden; sie flehte aus dem Fenster vergebens und versprach, Alles anzuwenden, um Kunz zufrieden zu stellen, wenn er ihr nur die Kinder ließe. Kunz aber blieb ungerührt und eilte mit dem Prinzen Albrecht durch das Erzgebirg auf dem kürzesten Wege nach Böhmen zu, während die Andern den Prinzen Ernst durch Franken nach Böhmen bringen sollten.

Die Nachricht von dem verwegenen Raube hatte das ganze Land in Bewegung gesetzt, und überall ertönte die Sturmglocke. Kunz hatte bereits die waldige Bergkette in der Nähe der böhmischen Grenze erreicht; da klagte der Prinz über Durst, und Kunz glaubte, keine Gefahr mehr fürchten zu dürfen. Obgleich er nur zwei Knechte bei sich hatte, da seine andern Begleiter die Gegend auskundschafteten, ließ er halten, und Alle stiegen ab, um einige Erdbeeren zu pflücken. Der muntere Hund eines in der Nähe sich aufhaltenden Köhlers, Namens Schmidt, wittert indessen die Fremden, bellt und lockt seinen Herrn herbei, welcher, schon vorher durch das Sturmläuten aufmerksam gemacht, Verdacht schöpft und den Ritter fragt, wer er und wer der Knabe sei. Kunz antwortet, der Knabe sei entlaufen; er wolle ihn seinen Eltern wieder bringen. Er sucht sich mit diesen Worten zu entfernen; aber im Fortgehen verwickelt er sich mit den Sporen im Gesträuche und fällt nieder. Diesen Augenblick benutzt der Prinz, dem Köhler zuzuflüstern: „Ich bin ein Prinz von Sachsen; man hat mich geraubt; rette mich! Mein Vater wird es dir lohnen.“ Unverweilt greift der wackere Köhler zu seinem Schürbaum und schlägt auf den noch immer liegenden Räuber los. Der Lärm zieht des Köhlers Frau herbei, und diese, wie sie ihren Mann im Kampfe mit fremden Männern sieht, gibt mit der Holzaxt das unter den Köhlern gewöhnliche Noth- und Hilfszeichen. Kaum ertönt davon die Umgegend, so eilen von allen Seiten die Köhler, mit Schürbäumen und Aexten bewaffnet, herbei, überwältigen den Ritter und seine Begleiter und bringen die Gefangenen in Sicherheit. Der Prinz wurde, von Schmidt, vielen Köhlern und andern Leuten begleitet, in Jubel nach Altenburg zurückgebracht, wo die Churfürstin sogleich mit ihm und seinem Retter nach Chemnitz zum Churfürsten eilte, der dem Köhler nicht allein seinen genügsamen Wunsch, in dem Walde, wo er den Prinzen gerettet, frei Kohlen brennen zu dür-

fen, gewährte, sondern ihm auch ein Freigut und jährlich 4 Scheffel Korn gab und ihm und seinen Nachkommen den Familiennamen von Triller beilegte, da der Köhler in seiner Erzählnng immer den Ausdruck gebrauchte: er habe den Kunz wacker getrillt. Kunz wurde nach Freiberg gebracht, zum Tode verurtheilt und daselbst am 14. Julius hingerichtet. Der Bote, welcher Gnade bringen sollte, kam zu spät. Die andern Räuber erkauften sich durch Auslieferung des Prinzen Ernst Verzeihung ihrer That.

8. Der reichste Fürst.

Preisend mit viel schönen Reden
Ihrer Länder Werth und Zahl
Sassen viele deutsche Fürsten
Einst zu Worms im Kaisersaal.

„Herrlich," sprach der Fürst von Sachsen,
„Ist mein Land und seine Macht;
Silber hegen seine Berge
Wohl in manchem tiefen Schacht."

„Seht mein Land in üpp'ger Fülle,"
Sprach der Churfürst von dem Rhein,
„Gold'ne Saaten in den Thälern,
Auf den Bergen edlen Wein!"

„Grosse Städte, reiche Klöster,"
Ludwig, Herr zu Bayern, sprach,
„Schaffen, dass mein Land den euren
Wohl nicht steht an Schätzen nach."

Eberhard, der mit dem Barte,
Würtembergs geliebter Herr,
Sprach: „Mein Land hat kleine Städte,
Trägt nicht Berge silberschwer;

Doch ein Kleinod hält's verborgen:
Dass in Wäldern, noch so gross,
Ich mein Haupt kann kühnlich legen
Jedem Unterthan in Schoos."

Und es rief der Herr von Sachsen,
Der von Bayern, der vom Rhein:
„Graf im Bart, Ihr seid der Reichste;
Euer Land trägt Edelstein!"

9. Die Fugger und Welser.

Wie mächtig war ehedem Augsburg durch seinen Reichthum! Im 16. Jahrhundert war der ganze Handel Deutschlands in den Händen der beiden gewaltigen Handlungshäuser Augsburgs, der Fugger und Welser, die sogar — damals fast unerhört — Schiffe nach Ostindien sandten, um Gewürze zu holen, mit welchen sie den Alleinhandel hatten, und die damals unsäglich theuer verkauft wurden. Ihr Reichthum machte sie den Kaisern und Fürsten unentbehrlich, die beständig in Geldnoth waren, und daher mußten diese ihnen Vorrechte und Ländereien einräumen. Die Fugger wurden Grafen; sie wurden Fürsten und wegen ihrer Länder Stände des Reichs. Der Stammvater dieser mächtigen Familie, die noch jetzt als Grafen und Fürsten weitläufige Güter und Herrschaften in Bayern und Würtemberg besitzt, war Hans Fugger. Als armer aber rühriger Webergeselle kam er nach Augsburg, erlangte durch Verheirathung mit einer Bürgerstochter das Bürgerrecht und wurde nach Verfertigung eines wohlgelungenen Meisterstücks in die Weberzunft aufgenommen. Durch Fleiß und Geschicklichkeit, durch einen untadelhaften ehrbaren Lebenswandel erwarb er sich bald die Zuneigung und Achtung seiner Mitbürger, so daß ihn die Weberzunft sogar zu ihrem Deputirten im Stadtrathe erwählte. Im Jahre 1409 starb er. Die Söhne setzten das Geschäft ihres Vaters mit so viel Glück und Geschick fort, daß sie nur die reichen Fugger genannt wurden. Schon 1448 liehen sie den damaligen Erzherzogen von Oesterreich, dem Kaiser Friedrich III. und seinem Bruder Albrecht bedeutende Geldsummen.

Auch in wohlthätiger Sorge für die Noth der Dürftigen zeichneten sich die Fugger stets aus. So erkauften sie schon gegen Ende des 15. Jahrhunderts in der Jakober-Vorstadt einen großen Platz zur Erbauung der noch jetzt bestehenden bekannten „Fuggerei“ zu Wohnungen für unbemittelte Bürger.

Unter Karl V. drang der Ruf der Fugger'schen Reichthümer bis in das ferne Spanien, wo das Sprichwort entstand: „Er ist so reich, wie ein Fugger.“ Als der Kaiser im Jahre 1535 von seinem Zuge nach Tunis zurückkehrte, beehrte er den Grafen Anton mit einem Besuche und entschuldigte sich gleich beim Eintreten, daß er seine große Schuld noch nicht habe abtragen kön-

nen. Des andern Morgens fror es den Kaiser, wiewohl es mitten im Juni war; denn er war an Italiens warmes Klima gewöhnt. Da ließ Fugger einige Bündel Zimmt (damals entsetzlich theuer) bringen und in den Kamin werfen, nahm dann die Schuldverschreibung des Kaisers, zeigte sie ihm und zündete damit den Zimmt an. Als Karl später einmal den königlichen Schatz zu Paris besah, sagte er im gerechten Stolze auf solche Unterthanen: „In Augsburg habe ich einen Leinweber, der das Alles mit seinem Golde bezahlen kann.

Die Familie Welser war eben so reich und angesehen, und ein Erzherzog von dem alten österreichischen stolzen Fürstenhause wählte sich eine Gemahlin aus derselben. Karl V. mußte sie, da er eine neue Anleihe machen wollte, mit der Landschaft Venezuela in Südamerika belehnen.

10. Vaterlandsliebe und Heldenmuth der bayerischen Landleute.

(Eine Erzählung aus dem spanischen Erbfolgekrieg.)

a) Zu Anfang des 18. Jahrhunderts wurde der bayerische Churfurst Max Emanuel in den spanischen Erbfolgekrieg verwickelt. Dies ging also zu: Der König von Spanien hatte keinen Nachkommen, und Max Emanuel war ein naher Anverwandter zu ihm. Der spanische König traf daher die Bestimmung, daß nach seinem Tode Emanuels Sohn, Leopold, Alleinherrscher des spanischen Reiches werden sollte. Allein Leopold starb 1699, und das Jahr darauf auch der spanische König. Nun machte sowohl Frankreich als auch Oesterreich Ansprüche auf den spanischen Thron, und es kam zwischen beiden Mächten zu einem Kriege. Max Emanuel fand es seinem Interesse zuträglich, sich mit Frankreich zu verbinden. Bayern und die Oberpfalz wurden mit feindlichen Heeren überzogen. Der Churfürst zeigte sich überall, wo er mit Feinden zusammentraf, tapfer und drängte sie da und dort zurück; doch konnte er öfters der Uebermacht nicht widerstehen. Am 20. September 1703 erfocht er jedoch bei Höchstädt einen glänzenden Sieg über die Oesterreicher und verfolgte sie bis über die Grenzen.

So nahte das Jahr 1704. Das Kriegsglück wendete sich nun von Bayern ab. Das Heer des Kaisers und seiner Verbündeten erfocht Siege auf dem Schellenberg bei Donau-

wörth, sowie bei Höchstädt und Blindheim. Die Niederlage war schrecklich. Nach verlorener Schlacht übersah Max Emanuel die unheilbaren Folgen, die diese Niederlage nach sich zog. „Retten Sie sich und unsere Kinder!“ schrieb er an seine Gemahlin nach München. „Wir haben heute Alles verloren! Gott sei bei Ihnen! Mit mir geht's dem Rheine zu.“

Nun wurde das Land von Oesterreichern überschwemmt. Die Churfürstin konnte dem Unglück in der furchtbarsten Größe nicht mehr Einhalt thun. Es wurde nun eine österreichische Regierung in Bayern eingesetzt; selbst München wurde besetzt und gebrandschatzt und Jedermann von Soldaten und Beamten mit frechem Trotze behandelt. Schwer fühlte das Volk den Druck fremder Herrschaft, und die leidende Churfürstin fühlte mit ihm. Von Gram und Sorgen war ihre Gesundheit zerrüttet; daher mußte sie in den milderen Lüften Italiens ihrer Genesung pflegen. Mit der Fürstin war des Landes letzte Hoffnung fortgegangen. Es stand nun allein und verlassen, schmachtend in den Fesseln unwürdiger Knechtschaft. Die Bedrückungen wurden immer ärger, die Willkür unerträglicher; das Volk ergrimmte.

Gewalt ruft Gewalt. Durchs ganze Land ging die Losung: „Lieber bayerisch sterben, als kaiserlich verderben;“ und ehe man sich's versah, hatten mehr als 30,000 Landleute sich bewaffnet, um das geliebte Vaterland von dem Joche der Oesterreicher zu befreien. Plinganser und Meindl, zwei begeisterte und tapfere junge Männer, stellten sich an die Spitze ihrer Landsleute, und nun begann ein mörderischer Kampf; man eroberte die von den Oesterreichern besetzten Städte Burghausen, Braunau, Schärding und dachte vor Allem auch an Münchens Befreiung. Hiezu wollten sich auch die Bauern im bayerischen Hochgebirge, namentlich in den Umgegenden von Tölz, gesellen; es waren ihrer gegen 5000 Mann. Da sie früher ankamen, unternahmen sie den Angriff allein. Am Christabend 1705 geschah der Anmarsch gegen München. Um Mitternacht standen sie vor der Isarbrücke. Durch die feierliche Stille der Nacht ertönte plötzlich der Donner der Geschütze. Es entstand ein blutiger Kampf mit den Kaiserlichen auf der Brücke. Schon war der sogenannte rothe Thurm von den Bauern erstürmt, die Besatzung zurückgeworfen, die Stadt fast genommen. Da kam bei Tagesanbruch der österreichische General Kriechbaum den Bauern in den Rücken. Nun, auf beiden Sei-

ten angegriffen, zogen sich die Landesvertheidiger heldenmüthig zurück.

b) Auf den Höhen des nahen Dorfes Sendling sammelten sich die zerstreuten Landleute und stellten sich noch einmal zum heldenmüthigen Kampfe. Im dortigen Friedhofe und um dessen Mauern begann ein neues Gefecht. Von allen Seiten hatten die Kaiserlichen die todesmuthigen Streiter umzingelt und richteten nun ein schauerliches Blutbad unter ihnen an. So grausam und unbarmherzig hieben sie auf die schlecht bewaffneten Bauern ein, daß kaum 500 das Leben retteten. Alle übrigen blieben in dem entsetzlichen Kampfe, und ihre Leichen deckten haufenweise Kirchhof und Fluren von Sendling. Erst in neuester Zeit wurde ihnen ein ehrendes Denkmal im Friedhofe von Sendling gesetzt. So war der heilige Christtag ein Todestag für Tausende heldenmüthiger Bayern geworden, und die wehmüthige Kunde davon lief schaudererregend ins Land hinaus.

Die von Niederbayern herangerückten Schaaren von Landleuten standen nur wenige Stunden von München. Die traurige Kunde von der blutigen Niederlage bei Sendling entmuthigte sie nicht; sie waren zum Aeußersten entschlossen; sie wendeten sich wieder nach Niederbayern, wo die Oesterreicher das Städtchen Vilshofen weggenommen hatten. General Kriechbaum sollte den dortliegenden Truppen zu Hilfe kommen und marschirte daher dahin ab. Die Schaaren der Landleute wollten die beabsichtigte Verbindung abschneiden; allein es war zu spät. Kriechbaum hatte sich bereits mit denen in Vilshofen vereinigt; der aus 7000 Mann bestehende Landsturm aber hatte in der Nähe des Schlosses Aidenbach, zwei Stunden von Vilshofen, auf einer mäßigen Anhöhe eine günstige Stellung genommen. Kriechbaum ließ am 8 Jan. 1706 zur Mittagsstunde die Kaiserlichen in dichten Reihen vorrücken und gegen den Hügel hinanstürmen. Die Bayern standen fest und unerschüttert, bis plötzlich ihr Befehlshaber Hoffmann die Besonnenheit verlor und furchtsam entfloh. Nun entstand Schrecken und Verwirrung unter den Bauern; die meisten fochten unerschrocken; aber die Zuversicht schwand, und aus dem Muthe der Kämpfenden wurde Verzweiflung, als sie sich von den wüthenden Feinden in die Mitte genommen und ohne Ausweg den grausamen Schwertern der Feinde preisgegeben sahen. Da entstand ein Schlachten und Morden, noch gräßlicher, als bei Sendling. Eine Stunde im Umkreise sah man nur

Leichen auf den Feldern und weit hin den Schnee geröthet vom Blute der Erschlagenen. Es war die vernichtendste, aber auch die letzte Niederlage der Landesvertheidiger.

Zwar beugten auch diese gräßlichen Schicksale nicht den Todesmuth des ergrimmten Volkes. Neue Schaaren rotteten sich zusammen, den ungleichen Kampf zu erneuern, der ihnen nur Tod und Untergang verhieß. Fremde Kriegsvölker zogen von allen Seiten den Oesterreichern zu Hilfe; die Landesvertheidiger unterlagen überall der feindlichen Uebermacht, wurden zerstreut, gefangen, entwaffnet. Meindl entließ, nachdem er Alles verloren sah, seine Schaaren, mit denen er sich noch bei Wasserburg verschanzt hielt. Der edle Plinganser zerbrach verzweifelnd sein Schwert und floh aus dem unterjochten Vaterlande! — So endete der heldenmüthige Aufstand des bayerischen Volkes für Thron und Vaterland, ein Kampf, der vielleicht nur in der Geschichte der Schweizer seines Gleichen hat.

11. Max Josephs III., Churfürsten von Bayern Herzensgüte.

Churfürst Max Joseph III., Sohn und Nachfolger des Churfürsten Karl Albrecht VI. von Bayern, der im Jahr 1745 zur Regierung über Bayern kam, war nach Geist und Herz einer der edelsten und besten Fürsten des Jahrhunderts. Beim Antritt seiner Regierung waren durch Krieg die öffentlichen Kassen leer, die Unterthanen verarmt, die Quellen des Reichthums versiegt. Dieser allgemeine Nothstand betrübte den guten Fürsten sehr; er verminderte Hofstaat und Militär, schaffte alle kostspieligen Vergnügungen ab, lebte selbst so einfach und prunklos, wie ein Privatmann, verwendete die Einnahmen so sparsam, als möglich, verringerte die Ausgaben bedeutend und traf zur allmählichen Tilgung der Landesschuld zweckmäßige Maßregeln. Er sorgte für Neugestaltung der bayerischen Gesetzgebung und wußte hierdurch Glück und Wohlfahrt des Vaterlandes segensreich zu befördern, bestätigte die Akademie der Wissenschaften und gab ihr ausgedehnte Rechte und Freiheiten, gründete eine Maler- und Zeichnungsakademie zur Heranbildung junger Künstler und bewährte in allen seinen Handlungen großen Verstand und eine unermüdete Sorgfalt für des Landes Wohlfahrt. An Herzensgüte glichen ihm Wenige, die je auf fürstlichen Thronen saßen. Seine Unterthanen nannte er nur seine Kinder, diese ihn den

guten Vater Max. Jedem stand sein liebevolles Herz offen; jede Bitte fand Gehör und, wenn er's vermochte, Gewährung; ungetröstet ging Keiner von dannen. Wäre jede seiner Verordnungen und Maßregeln so günstig in ihrem Erfolge gewesen, wie sie gut gemeint war, dann wäre Bayern unter ihm auf weiten Zonen das glücklichste Land geworden. Aber ein Unglück war, daß des Churfürsten vortrefflicher Geist nicht auch in allen seinen Dienern waltete. Selten erfuhr er den wahren Zustand des Volkes, und manche herrschende Noth und Bedrückung blieb ihm sorgfältig verhehlt.

Einst löste ein trauriges Ereigniß ihm lange verborgene Geheimnisse. Um hohe Preise war fast alles Getreide in fremdes Land gegangen, im eigenen dadurch Mangel geworden (1770 und 1771). Haufenweise sammelte sich das Volk in München und schrie um Brod. Fragte Maximilian seine Umgebung, was das Gedränge vor den Bäckerläden bedeute, so berichtete man ihm, der Ungestüm des Pöbels sei daran Schuld. Als er aber eines Morgens aus der Messe vom Herzogspital zurückkam, umringte ihn ein Haufe bleicher und abgezehrter Menschen und rief weinend mit aufgehobenen Händen: „Brod, gnädigster Herr, wir müssen verhungern!" Mit Entsetzen vernahm der Churfürst die Schilderung der allgemeinen Noth. Er gab den Bittenden sogleich all sein Geld, das er bei sich hatte, und sprach voll innigen Mitleids: „Meine Kinder, wie jammert ihr mich! Ihr sollt Brod bekommen und nicht Hungers sterben!"

Max Joseph hielt getreu, was er den Flehenden versprochen. Was in den Kornspeichern noch an Getreide zu finden war, wurde sogleich vertheilt. Dann ließ der Kurfürst gegen 15,000 Scheffel Getreide aus Italien bringen und opferte in edler Großmuth über 2 Millionen Gulden, um seinen hungernden Unterthanen Brod zu geben. Das Andenken großer Fürsten verherrlichen gewöhnlich große Denkmäler von Stein und Erz; aber das schönste und dauerndste ist, das sie durch solche Handlungen in den Herzen ihrer Völker sich selbst erbauen.

12. Die Missernte im Jahr 1816.

Der Frühling des Jahres 1816 kündigte sich mit heftigen Regengüssen an, welche mit schauerlichen Gewittern und Hagel bei empfindlicher Kälte den ganzen Sommer hindurch fortdauerten. Diese ungünstige Witterung hatte

zur Folge, dass fast kein Gewächs der Erde zu seiner völligen Reife gelangte, und dazu kam noch, dass wegen des frühe fallenden Schnee's viele Früchte nicht einmal eingeheimst werden konnten. Das Getreide war kern- und mehlarm und hatte keine nährende Kraft; die Kartoffeln, die Hauptnahrung der ärmeren Leute, schlugen auf nie erhörte Weise fehl; die Futterkräuter, von der Nässe verdorben, gaben auch dem Vieh schlechte und sogar schädliche Nahrung. Das Vieh wurde daher mager und häufig krank, und bald hatte man auch kein gutes Fleisch mehr. So stieg in ganz kurzer Zeit das Elend zu einer furchtbaren Höhe; eine unerhörte Theuerung aller Lebensmittel trat ein. Manche assen Kleie und Mehlstaub, oft sogar mit gemahlenem Stroh und Sägspänen vermischt, waren die Armen noch sehr zufrieden; sie nahmen ihre Zuflucht zu Gras, Klee, Wurzeln und Heu.

Die Menschen wandelten wie Leichen umher; Haufen von Kindern schrieen nach Brod. Viele raffte der langsame Hungertod hinweg. Die Verzweiflung trieb manchen ehrlichen Hausvater zum Diebstahl. Die Regierungen thaten, was sie konnten, um dem Jammer zu steuern. Eine ernste Sperre verhinderte jede Ausfuhr von Lebensmitteln; es wurde viel Getreide herbeigeschafft und sammt den auf den öffentlichen Fruchtkästen noch vorräthigen Früchten zu herabgesetzten Preisen verkauft; es wurde dem Wucher Einhalt gethan; alle Privatvorräthe von Getreide wurden in Beschlag genommen; auch sorgte man für Bestellung der Saatfelder so gut, als möglich.

Zum Glücke setzte Gott selbst der Noth bald ein Ziel; die reichliche Ernte des Jahres 1817 half dem Mangel ab. Mit welchen Dankgefühlen alle Herzen erfüllt waren, als der erste Erntewagen unter dem Geläute der Glocken und dem Lobgesang der Kinder von allen Einwohnern begleitet, mit Kränzen geschmückt, einzog, das wissen diejenigen wohl, welchen jene Nothzeit noch im Andenken lebt.

13. Maximilian I., König von Bayern.

Bei einem Aufenthalte des verstorbenen Königs Maximilian I. in Nürnberg war der Zudrang derer, die ihn sehen wollten,

ungemein groß. Ein Mann beklagte sich so laut darüber, daß er den König nicht sehen könne, daß Max es hörte und befahl, man möchte den Mann durchlassen. — Es dauerte nicht lange, so erschien ein derber Bauer, der nach seiner Art sich zu verbeugen suchte und, unter der Thüre stehend, den König von oben bis unten aufmerksam betrachtete. „Nun, so trete näher," hob der Monarch gütig an, „und sage mir, warum du draußen so arg raisonirtest!" „Ja," antwortete der Bauer, „nichts für ungut, Herr König! Ich hab' eben noch nie einen König gesehen, und weil ich gedacht hab', die Stadtleut' können so einen Herrn öfter sehen, so war ich ärgerlich darüber, daß man mir nicht Platz machen wollte." Der gütige Monarch munterte ihn nun auf, ihn ja recht zu betrachten, und fragte ihn zugleich nach Namen und Beschäftigung. „Ich bin," antwortete der Bauer, „mit Erlaubniß zu sagen, ein Hopfenbauer aus der Gegend von Hersbruck." — „So, so!" fuhr der König fort, „und wie geht es dir sonst, lieber Sohn?" „Nun," sagte der Bauer, „seitdem die Einquartierungen aufgehört haben, geht es uns Bauern schon besser; aber sie haben uns wacker zurückgebracht." „Ja," erwiederte der gütige Max, „das waren schwere Zeiten für uns Bayern; es ging mir auch nicht immer zum Besten!" „Das glaub ich auch," meinte der Bauer und setzte altklug hinzu: „Der Herr König wird halt auch viel Einquartierungen gehabt haben, nur daß man's anders genennt hat." Lächelnd bemerkte der Köuig: „Du hast Recht, mein Lieber! Nun sage mir, hast du vielleicht einen Wunsch oder sonst ein Anliegen, das ich erfüllen kann?" „Weil es gerade in einem hingeht," hob der Landmann an, „so möcht' ich halt' die Frau auch sehen, wenn sie zu Haus ist!" Da lachte der König laut auf und setzte die zufällig in das Zimmer tretende Königin von dem Wunsche des naiven Unterthanen in Kenntniß. Huldvoll richtete diese einige Fragen an den Mann und entfernte sich dann wieder. „Nun," fragte der König, „wie gefällt dir meine Frau?" „Es ist ein schönes Weib," meinte der Bauer, „und gar nicht stolz." Darauf nahm Vater Max einen von den neuen Kronenthalern, die zu verschiedenem Gebrauche auf einem Nebentisch lagen, und sagte: „Damit du ein Andenken an den Tag hast, an welchem du mit deinem König sprachst, so hebe diesen Thaler auf; du kannst deinen Freunden und Nachbarn ihn zeigen und ihnen auch sagen, ihr König ließe sie schön grüßen." Erfreut steckte der Bauer sogleich den Thaler ein, entfernte sich aber nicht, sondern

zog ein ledernes Beutelein aus der Tasche und erwiederte: „Den Gruß will ich bestens ausrichten und eine Freud' damit nach Haus bringen; aber Sie werden mir es nicht übel nehmen, Herr König, daß ich, Gott sei Dank, so viel habe, als ich brauche, und von Niemand Etwas geschenkt mag. Den Thaler nehme ich schon; aber ich leg' dafür wieder einen andern dorthin!" Und damit legte er einen Thaler, den er unterdessen aus seinem Beutelchen herausgefischt hatte, auf den Tisch und meinte dabei, der Herr König werde diesen schon einmal noch brauchen, da er gar viel Leut' ernähren müsse. „Das ist wahr," sagte der König, „der Thaler wird schon noch seinen Herrn finden. Und nun leb' wohl, mein Lieber, und denke fleißig an deinen König!" Der Bauer verbeugte sich noch ein paar Mal und nahm dann mit den Worten Abschied: „Ade, Herr König, ich wünsch' halt, daß Sie immerfort gesund bleiben möchten; das ist doch die Hauptsache."

Heinisch, Georg Friedrich

Lesebuch für die Mittelklasse der Landschulen

Bd.: 1

1862